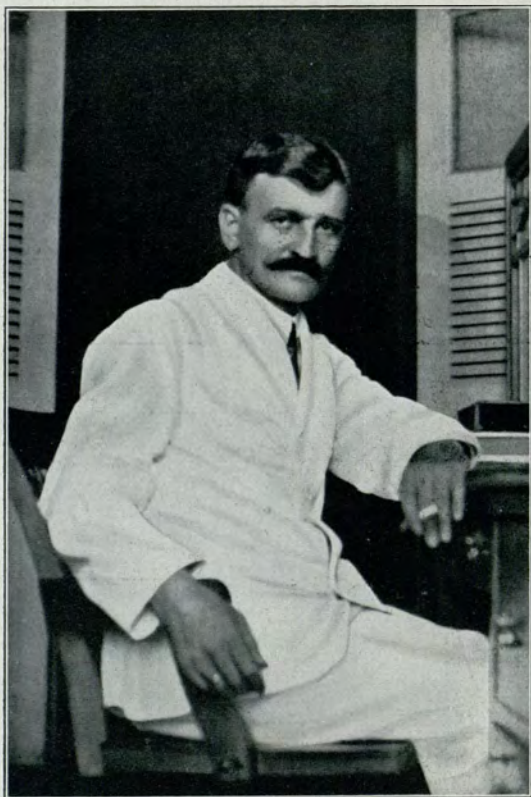


28 804



⊛
Reisen
und
Abenteuer
55



Theodore Koch-Grimberg

Theodor Koch-Grünberg

Um Koroima

Bei meinen Freunden, den Indianern
vom rosigten Fels



Leipzig / F. A. Brockhaus / 1934

CBGiÓŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168617

lit. podziwne

Koch

Схузмсчлаг нах Entwurf von P. F. Redling



28804

ZBIORNICA
Księgarnia
Zabrze

Copyright 1934 by F. A. Brockhaus / Leipzig
Printed in Germany

Inhalt

	Seite
Theodor Koch-Grünberg	5
1. Auf dem Rio Negro und Rio Branco	15
2. In São Marcos	29
3. Die Savannen von Chiquiba und die ersten Gebirge	34
4. Bei Häuptling Pitá in Koimélemong	46
5. Zurück nach São Marcos	94
6. Wieder in Koimélemong	106
7. Zum Koroima	117
8. Bei den Laulipáng am Koroima	136



Theodor Koch-Grünberg.

Zehn Jahre sind vergangen, seit die Nachricht vom Tode Theodor Koch-Grünbergs seine Freunde und Fachgenossen erschütterte.

Voll Begeisterung und Zuversicht war er im Juni 1924 wieder hinausgezogen zu seinen braunen Freunden, den südamerikanischen Indianern. Aber schon bevor er sein eigentliches Forschungsgebiet erreichte, fiel er am 8. Oktober 1924 in Vista Alegre am Rio Branco der Malaria zum Opfer.

Weitere Kreise mit dem Leben dieses deutschen Forschers und seiner Arbeit bekannt zu machen, sie durch ihn einzuführen in die Welt des freien Indianers, ist der Zweck dieses Buches, das die Schilderung seiner Reise zum sagenumwobenen Gebirge Koroima an der Grenze von Brasilien, Venezuela und Britisch-Guayana enthält. Es war der erste Abschnitt seiner großen Forschungsreise, die ihn in den Jahren 1911—13 auf unbekanntem Wege bis zum Orinoko weiterführte.

„Koroima, du rosiger Berg in Wolken gehüllt,
du ewig fruchtbare Mutter der Flüsse!“

singen die Aekumaindianer. In dieser großartigen Natur bei den schönen und liebenswürdigen Anwohnern verlebte Koch-Grünberg glückliche Tage.

Theodor Koch-Grünberg wurde am 9. April 1872 in Grünberg in Oberhessen als Sohn des Pfarrers Karl Koch geboren. Seine Ahnen waren durch fünf Generationen Forstleute. Erst der Großvater und Vater wandten sich der Theologie zu. Die Liebe zum Wald, die feine Beobachtungsgabe für die Natur waren demnach ererbtes Gut.

Im Pfarrhause zu Grünberg verlebte der Knabe eine glückliche Kindheit. Der aufrechte, ruhige und gütige Vater gab seinem Leben Halt und Richtung. Die Mutter war eine kernige Frau, der alle Zimperlichkeit verhaßt war und deren Frohnatur und Herzengüte niemals versagte. Unendlich viel verdankte er ihr: die Härte gegen sich selbst, die ihn später alle Anstrengungen seiner Reisen ertragen ließ, eine peinliche Ordnungsliebe und Gewissenhaftigkeit auch in kleinsten Dingen, ein warmes Herz für anderer Menschen Not und einen sonnigen Humor. — Grünberg in Hessen, das freundliche Städtchen, war die Heimat, der sein Herz gehörte, solange er lebte. Hier war Pfarrer Kochs „Theo“ in jedem Hause bekannt und geliebt, nicht nur als Kind.

Merkwürdig früh zeigte der Knabe Interesse für das Gebiet, auf dem er später Großes leisten sollte. Die Eltern hielten damals eine Zeitschriftenmappe, in der auch die treffliche Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde „Globus“ enthalten war. Diese Globushefte weckten und vertieften seine Neigung für fremde Länder, und schon damals wandte sich seine Sehnsucht gerade den südamerikanischen Indianern zu. 1881 — also neun Jahre alt — las er mit Begeisterung die Schilderung der zweiten Reise Crevaux' nach Südamerika. Die Eltern fanden ihn eines Tages schluchzend über dem Blatt, das den Tod dieses mutigen Forschers anzeigte. „Die Loba haben den Crevaux erschlagen!“ Nur mühsam konnten sie ihn beruhigen.

1891 bestand er am Gymnasium in Laubach die Reifeprüfung. Dem Wunsche des Vaters folgend, studierte er in Tübingen und Gießen klassische Philologie. Nachdem er in Gießen 1896 das Staatsexamen bestanden hatte, war er an verschiedenen hessischen Lehranstalten tätig. Schon zwei Jahre später fand seine Sehnsucht, fremde Länder zu sehen, ihre Er-

füllung. Er durfte Dr. Herrmann Meyer, Leipzig, auf seiner zweiten Kingu-Expedition begleiten, auf der es gelang, einen Quellfluß des Kingu, den Komuro, zu befahren und geographisch festzulegen. Er erhielt hierbei die Feuertaufe als Forscher. Hunger, Malaria und Ruhr galt es auf dem Leidensweg dieser Reise zu besiegen. Aber er hatte die freien Indianer Südamerikas kennengelernt und widmete sich fortan ihrem Studium.

In der Pflege des Elternhauses erholte er sich von schwerer Malaria; am Gymnasium zu Offenbach trat er wieder in den hessischen Schuldienst ein. Leicht ist es ihm nicht geworden, sich in den Zwang und die oft engherzigen Ansichten der Kollegen zu fügen, aber die Herzen der Schüler slogen ihm zu, wenn er von fernen Ländern erzählte, und mit manchem seiner damaligen Schüler hat ihn Freundschaft verbunden, solange er lebte. In seiner freien Zeit schrieb er kleinere Aufsätze für den „Globus“ und eine größere Arbeit, „Zum Animismus der Südamerikanischen Indianer“, die den Gründer und Leiter des Museums für Völkerkunde in Berlin, Geheimrat Bastian, veranlaßte, ihn aufzufordern, als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter — allerdings vorerst unbefoldet — ins Berliner Museum einzutreten.

Er ist seinen Eltern stets dankbar dafür gewesen, daß sie ihm im Vertrauen auf seine besonderen Fähigkeiten diesen Schritt ermöglichten. In Offenbach stand seine Ernennung zum Oberlehrer unmittelbar bevor; in Berlin ging er einer ungewissen Zukunft entgegen: aber freudig nahm er jede Einschränkung auf sich. In einer Kutscherkneipe gegenüber dem Museum gab es für 50 Pfg. ein gutes Mittagessen und ein Glas Weißbier. Was brauchte man mehr, wenn man das Glück hatte, unter Amerikanisten wie Karl von den Steinen, Eduard Seler und Paul Ehrenreich arbeiten zu dürfen? Immer

tiefer drang er in die Probleme der Völkerkunde ein und wandte sich nun auch sprachlichen Studien zu, wobei ihm seine philologische Vorbildung zustatten kam. Mit einer größeren sprachlichen Arbeit über die Guaikuru-Gruppe errang er 1902 in Würzburg den Dokortitel.

Im Frühjahr 1903 rüstete er zur ersten selbständigen Forschungsreise im Auftrag und mit Mitteln des Museums für Völkerkunde zu Berlin. In der Zeit dieser Vorbereitungen, als ihm nichts ferner lag als der Gedanke an ein eigenes Heim und die Gründung einer Familie, fand er in der ältesten Tochter des Verlagsbuchhändlers Wasmuth die ihm vom Schicksal bestimmte Lebensgefährtin.

Ein glücklicher Stern stand über dieser Reise, die ihn nach Nordwestbrasilien führte, über den Amazonenstrom und Rio Negro in das Gebiet des Caiary-Maupes. Nur von einem weißen Diener begleitet, befuhr er im Indianerboot mit indianischer Mannschaft die stromschnellenreichen Flüsse und überschritt auf mühevollen Landmärschen die Wasserscheide zwischen einzelnen Flußgebieten. Nach abenteuerlicher Fahrt gelangte er über den Apaporis und Yapura im Mai 1905 wieder nach Manáos, dem Ausgangspunkt der Reise. „Was Mut beginnt, gut gelingt“, war der Wahlspruch dieser Reise, den er in jedes Tagebuch, jedes Notizbuch der Expedition geschrieben hat.

Er hatte das Glück, in ein Gebiet zu kommen, in dem hochkultivierte Indianer, unberührt von fremdem Einfluß, an ihren alten Sitten und Gebräuchen festgehalten hatten. Er sah als erster Forscher Maskentänze in Südamerika und konnte die aus Baumbast kunstvoll gefertigten und bemalten Maskenanzüge mitbringen. Er handelte schön bemalte Töpfe und Schalen ein, Körbe in kunstvollen Mustern geflochten, Haus- und Jagdgerät der Indianer. Er schrieb vierzig verschiedene

Dialekte auf, denn jeder der zahlreichen Stämme hat seine eigene Sprache, die wieder verschiedenen Sprachgruppen zufällt. Vor allen Dingen aber drang er in das seelische Leben der Indianer ein, weil er verstand, ihr Vertrauen zu gewinnen. Er nahm an ihren Freuden und Leiden teil, an Jagd und Fischfang, Tanzfesten und Totenfeiern.

Mit reichen Sammlungen kehrte er im Sommer 1905 nach Deutschland zurück und ging nun in Berlin, wo er wieder im Museum Dienst tat, an die Ausarbeitung des wissenschaftlichen Materials. Die Bücher: „Anfänge der Kunst im Urwald“ (1905), „Südamerikanische Felszeichnungen“ (1907), „Zwei Jahre unter den Indianern“ (1909) waren neben vielen kürzeren Aufsätzen und größeren sprachlichen Veröffentlichungen die Früchte dieser Arbeit.

Im Sommer 1909 siedelte Koch-Grünberg nach Freiburg i. B. über, um als Privatdozent für Völkerkunde an der Universität zu lehren. Seine Antrittsvorlesung hielt er über „Masken und Maskentänze bei den Naturvölkern“.

Schon im Frühjahr 1911 trat er eine neue Reise nach Südamerika an, die ihn nach Nordbrasilien und Venezuela führte. Dem Aufenthalt am Koroima bei den lebenswürdigen Taulipáng-Indianern folgten eine unsagbar mühselige und entbehrungsreiche Fahrt auf dem von Stromschnellen durchsetzten Uraricuéra, eine Regenzeit bei den sittlich und kulturell tieferstehenden Dekuaná, ein vergeblicher Versuch, zu den Quellen des Drinoko vorzudringen, um endlich nach monatelanger Abgeschlossenheit von der Außenwelt über den Ventuari den Drinoko zu erreichen. Durch den Casiquiare gelangte er endlich wieder nach Manáos. 18 Monate war er ohne Nachricht aus der Heimat geblieben; 13 Monate waren die Seinen ohne Lebenszeichen von ihm.

Wenn auch die Sammlungen ethnographischer Gegen-

stände von dieser Reise nicht so reichhaltig ausfielen, so war die wissenschaftliche Ausbeute desto größer. Genaue Messungen, sorgfältig gezeichnete Kartenblätter berichtigten und ergänzten die geographischen Kenntnisse aus jenen Gebieten. Sprachen von dreiundzwanzig verschiedenen Stämmen wurden aufgezeichnet, darunter Texte von Zaubersprüchen, Märchen und Sagen im Urtext mit genauer Interlinearübersetzung. Sitten und Gebräuche, Leben und Anschauung der Indianer wurden in Wort und Bild festgehalten. Phonogramme geben ihre Lieder wieder, kinematographische Aufnahmen ihre Tänze und Handfertigkeiten. Ein fünfbändiges Reisetagebuch „Von Koroima zum Drinoko“ legt Zeugnis ab von dem unermüdlichen Fleiß des Forschers und von seiner vorbildlichen Arbeitsweise. Nicht nur seinen geistigen Fähigkeiten verdankte er den Erfolg. Die seelische Einstellung den Eingeborenen gegenüber war das Ausschlaggebende. Er sah niemals „den Wilden“ im Indianer, sondern stets den Menschen mit Herz und Seele, mit Liebe und Empfinden. Nie dünkte er sich mehr zu sein. Seine Achtung vor der Frau gewann ihm das Vertrauen der Männer, wie er durch seine herzliche Zuneigung zu den Kindern die Herzen der Mütter gewann. Auch die schlechten Erfahrungen, die er bei den Dekuaná machte, konnten seine Liebe zu den Indianern nicht erschüttern.

Die Anstrengungen und die Unterernährung während der Regenzeit 1912/13 hatten seine Gesundheit untergraben. Auf der Überfahrt von Manáos nach Hamburg erkrankte er schwer an Schwarzwasserfieber. Erst nach einer Behandlung mit Chininjektionen überwand er die Malaria, die er wohl nie mehr völlig losgeworden ist.

Die Anerkennung seiner Leistungen blieb nicht aus. Die Universität Freiburg verlieh ihm den Titel Professor. Viele wissenschaftliche Gesellschaften des In- und Auslandes er-

nannten ihn zum korrespondierenden oder Ehrenmitglied. Die Geographische Gesellschaft in Berlin gab ihm die silberne Karl-Ritter-Medaille, die Anthropologische Gesellschaft die Rudolf-Virchow-Plakette. Wirtschaftlichen Vorteil haben ihm seine Reisen niemals gebracht. Er war froh, wenn er mit den Sammlungen die Reisevorschüsse bezahlen konnte, die einzelne deutsche Museen ihm bewilligt hatten.

Im Herbst 1915 wurde er als wissenschaftlicher Leiter an das Museum für Völkerkunde (Lindennuseum) nach Stuttgart berufen. Freudig ging er daran, die schönen Sammlungen des Museums zu ordnen und besonders die südamerikanische Abteilung auszubauen. Die ihm liebgewordene Lehrtätigkeit konnte er durch einen Lehrauftrag der Universität Heidelberg beibehalten. Daneben arbeitete er an seinem Reiserwerk und stand in lebhaftem Briefwechsel mit vielen in- und ausländischen Gelehrten. Trotzdem fand er Zeit für jeden Untergebenen des Museums, wenn er rat- oder hilfeheischend zu ihm kam, und nahm regsten Anteil an den Arbeiten seiner Schüler und jüngeren Kollegen, die er zu fördern suchte, wo er nur konnte. Völlig frei von Neid, freute er sich an den Erfolgen anderer. Sein größtes Glück und seine beste Erholung fand er in seiner Familie, im innigen Verstehen mit seiner Frau und im Verkehr mit seinen Kindern. Am Sonntagmorgen ging er mit den ältesten Kindern in den Wald; meist schlossen sich auch noch einige Freunde an. Da wurden Schmetterlinge gefangen und Pflanzen gesammelt, da wurden Tiere beobachtet, Spuren erklärt und Vogelstimmen erkannt, da war er ganz „Indianer“, Naturmensch, Kind unter Kindern.

Im Weltkrieg kam er im Sommer 1917 zur Ausbildung als Landsturmmann nach Ulm, da er in seiner Jugend einer Herzföderung wegen nicht gedient hatte. Auch hier gewann seine schlichte Natürlichkeit, die keine Standesunterschiede

kannte, die Herzen seiner Kameraden. Doch sein durch die Tropenjahre empfindlich gewordener Körper litt unter den Anstrengungen der Ausbildung: eine schwere Erkältung löste Malaria aus. Nach längerem Aufenthalt im Malarialazarett in Stuttgart hat er dann an der photogrammetrischen Auswertung von Fliegeraufnahmen mitgearbeitet.

So groß seine Menschenliebe war, so energisch war sein Haß, wo ihm Lüge oder niedrige Gesinnung entgegentraten. Da flammten seine Augen, da sagte er rücksichtslos seine Meinung und kämpfte für das Recht. Sein Wahlspruch war: „Ich hab mir vorgenommen, grad durch die Welt zu kommen.“ Daß er dabei manchmal anstieß, war kein Wunder. Die finanziellen Verhältnisse am Stuttgarter Museum litten unter der Not der Zeit. Er hat darauf Rücksicht genommen und für ein Gehalt gearbeitet, das weit unter der ihm zustehenden Gehaltsklasse lag. Die Interessen der ihm unterstellten Beamten hat er mehr zu wahren gesucht als den eigenen Vorteil. Trotzdem stellte der Vorstand des Vereins für Handelsgeographie, dem das Lindenmuseum gehört, Koch-Grünberg am 1. April 1924 die Kündigung zu. Er antwortete mit der sofortigen Niederlegung seines Amtes.

Schon vorher war der amerikanische Forschungsreisende Dr. Hamilton Rice mit der Aufforderung an ihn herangetreten, ihn auf einer neuen Reise ins Quellgebiet des Orinoko zu begleiten. Die mit großen Mitteln ausgestattete, auf ein Jahr berechnete Expedition sollte, einer Anregung Koch-Grünbergs folgend, in zwei Abteilungen gleichzeitig vom Orinoko und vom Uraricuera aus in die Serra Parima vordringen. Er erklärte sich bereit, den östlichen Vorstoß über den Uraricuera zu leiten. Als persönlichen Begleiter nahm er den Zeichner Hermann Dengler aus Stuttgart mit.

Am 6. Juni 1924 fuhren sie von Hamburg ab. So glück-

lich seine bisherigen Reisen verlaufen waren, so unheilvoll gestalteten sich diesmal die Dinge. In Manáos wartete er mit einigen andern Expeditionsteilnehmern wochenlang auf Dr. Rice, der erst Ende Juli von Rio kommend dort eintraf, und zwar in Begleitung seiner Frau und einer ärztlichen Kommission der Harvard-Universität. Durch den Ausbruch der Revolution in Brasilien verzögerte sich die Abreise nochmals um einen Monat. Die Unfähigkeit quälte ihn, die ungewohnte Hotelkost in der heißen Tropenstadt bekam ihm schlecht. Er sehnte sich nach Nachricht von den Seinen und wartete zugleich voll Ungeduld darauf, wieder im Indianerboot zwischen Indianern zu sitzen.

Am 20. August konnte endlich die Flussfahrt den Rio Negro und Rio Branco aufwärts beginnen. Schon am 3. September kam man nach Vista Alegre, dem Ende der Dampferfahrt, einem Ort, der aus einigen mit Palmstroh oder Wellblech gedeckten Hütten bestand. Hier wurde das Gepäck ausgeladen und ein Lager bezogen. Herr und Frau Rice und die Mitglieder der Harvard-Universität kehrten von hier nach Manáos zurück. Die übrigen Expeditionsmitglieder sollten in Vista Alegre auf Dr. Rice warten, der in acht bis zehn Tagen zurück sein wollte. Seine Rückkehr verzögerte sich, der Fluß sank. Koch-Grünberg kannte die Gefahren des Rio-Branco-Fiebers. Er hatte vor einem längeren Aufenthalt an diesem Platze gewarnt. Nach und nach erkrankten fast alle Teilnehmer der Expedition. Der Arzt Dr. Chattuck sorgte in aufopfernder Weise für die Kranken. Am 22. September packte das Fieber auch Koch-Grünberg. Er sah seinen Zustand selbst als ernst an und verbot Dengler, etwas von seiner Erkrankung nach Stuttgart zu schreiben. Dengler pflegte ihn und tat alles, was unter den Verhältnissen möglich war. Anfang Oktober ging es ihm besser. Er beschloß, sobald als

möglich nach der Missionsstation Boa Vista oder auch nach Manáos zu fahren, um sich zu erholen. Aber sie warteten vergeblich auf ein Dampfboot. Am 7. Oktober verschlimmerte sich sein Zustand, und am 8. Oktober schloß er die Augen für immer. Am andern Morgen haben sie ihn auf dem kleinen Friedhof von Vista Alegre am Rande des Urwaldes zur Ruhe gebettet.

Am selben Tage kam das lang erwartete Dampfboot und nahm einen der Kranken mit nach Manáos, von wo er telegraphisch die Trauerkunde nach Deutschland sandte, einen Widerhall weckend, weit über die Heimat hinaus. Überall, wo sein wissenschaftlicher Name bekannt war, überall, wo seine starke, schlichte Persönlichkeit geliebt war, stand man erschüttert vor der Tragik seines allzufrühen Endes. In Grünberg in Hessen, im Wald, der seine frohen Knabenspiele sah, hat die Liebe seiner Heimatgenossen ihm einen Gedenkstein errichtet, einen schlichten Findlingsblock, der die Inschrift trägt:

Unserem Theo Koch

1872—1924

Unvergessen bleibt sein Gedächtnis in vielen Herzen, denn, wenn auch die Form zerfällt, unvergänglich bleibt die Liebe.

1. Auf dem Rio Negro und Rio Branco.

Am 27. Mai 1911 kam ich in Manáos an. Der Hafen war gar nicht wiederzuerkennen. Die Manáos-Harbour-Gesellschaft hat ihn ganz modernisiert. Überall erheben sich langgestreckte Lagerhäuser. Die Dzeandampfer legen unmittelbar an den Pontonbrücken an, auf denen man bequem an Land geht. Freilich ist dadurch das früher so reizvolle Gesamtbild der sanft ansteigenden, in frischem Grün gebetteten Stadt stark beeinträchtigt. Im Innern hat sich Manáos wenig verändert. Einige Paläste sind hinzugekommen, einige Lichtspieltheater, Pflanzstätten moderner Kultur. Durch die holperigen Straßen sausen und hüpfen die Automobile. Sonst war das Leben ebenso arbeitsam, aber auch ebenso leichtsinnig, ebenso abenteuerlich wie vor acht Jahren.

Drei Wochen muß ich hier warten, dann endlich ist alles so weit. Meine Habe wird auf ein Lastboot verladen, das von dem kleinen Schraubendampfer „Macuchy“ flussaufwärts geschleppt werden soll.

Am 17. Juni, kurz nach Mitternacht, fahren wir ab. Wieder geht es, wie 1903, den Rio Negro aufwärts; hier hat sich seitdem nichts verändert.

Das plumpe Lastboot, das für die nächsten Tage mein Heim bildet, ist rechts an den Schlepper gekoppelt, ein großer Kahn mit Steinkohlen links. Gewöhnlich wird mit Holz geheizt, das die Ansiedler zum Verbrauch fertig am Ufer aufstapeln. Diese Lastboote sind eigentlich keine Passagierschiffe. Sie dienen zum Transport der Ochsen, die jährlich in einer

Zahl von einigen tausend Stück aus den großen Savannen des Rio Branco als Schlachtvieh nach Manáos geliefert werden. Unser Boot ist überdacht, aber nach allen Seiten offen, so daß man immer frische Luft und freien Ausblick hat, was den Reiz der Fahrt erhöht. Vorn erhebt sich ein Bretterhäuschen, die Kabine des Kommandanten. Für die Passagiere gibt es keine Kabinen. Das Deck gilt als Raum für alles. Man bindet seine Hängematte an, wo man gerade Platz findet, und behilft sich, so gut man kann. Morgens werden die Hängematten hochgebunden und damit der Schlafraum in Speise- und Rauchsalon verwandelt. Am Heck des Bootes liegt die Küche, der zartbesaitete Gemüter besser fernbleiben; daneben befindet sich ein kleiner Verschlag, der zugleich als Baderaum und Abort dient. Der Kommandant hat den Schlüssel dazu und stellt ihn den besseren Fahrgästen zur Verfügung. Bei Tagesanbruch bilden die Reinlichkeitsfanatiker davor eine Schlange, wie an einer Theaterkasse. Man zieht sich splitternackt aus, seift sich ein und übergießt sich vom Kopf bis zu den Füßen mehrmals mit kühlem Flußwasser, das man mit einem Holzzeimer an langer Leine schöpft. Die Verpflegung ist den Verhältnissen entsprechend recht gut.

Das kleine Fahrzeug ist mit Reisenden vollgepfropft, so daß man sich nachts zwischen den Hängematten kaum durchwinden kann. Es sind teils Beamte, teils Großgrundbesitzer, teils arme Bauern vom oberen Rio Branco und zeigen in ihrer Hautfarbe alle Schattierungen von Weiß zu Schwarz. Dabei herrscht, was in diesen Ländern so angenehm wirkt, bei aller Höflichkeit eine völlige Nichtachtung jedes Standes- und Rassenunterschiedes.

Unter Deck ist die Ladung verstaут. In dem kleinen Raum, der zum Ausladen freigehalten wird, hungern einige Indianer umher, die zur Schiffsmannschaft gehören und ge-



Unzählige spitz zulaufende Termitenhäufen sind über die Savanne zerstreut.

(E. 37.)



Ein dürftiger Palmehain spendet den ersehnten Schatten.

legentlich auch Steuerdienste leisten. Es sind Makuschi vom Uraricuéra, häßliche Kerle mit plumpen Gesichtern. Schon lange im Dienste der Weißen, sind sie nur allzusehr von der „Kultur“ belect.

Die Szenerie des unteren Rio Negro ist sehr einförmig. Meistens fahren wir durch schmale Arme nahe dem linken niedrigen Ufer, das weithin überschwemmt ist. Deshalb sind auch Ansiedlungen selten. Sie bestehen gewöhnlich aus einem baufälligen Haus und liegen auf höheren, lehmigen Uferspitzen, die halbinselartig in das Überschwemmungsland hineinragen. Nur der Uferstrand ist notdürftig bekannt. Landeinwärts ist alles „terra incognita“. Ansiedlungen wilder Indianer sollen bis nahe an das Ufer herankommen.

Am 18. Juni nachmittags kreuzen wir die Hauptmündung des Rio Dauaperi und legen bald darauf vor der Villa Moura an. Moura liegt in einer weiten Bucht, die durch einen Felsenvorsprung gebildet wird, und zählt 25 bis 30 größtenteils verfallene Häuschen und Hütten und eine Kapelle in demselben Zustand. Der Ort hat insofern eine traurige Bedeutung erlangt, als die Bewohner seit Jahrzehnten mit den Indianern des Rio Dauaperi, den Uámiri, die nach dem Fluß gewöhnlich Dauaperi genannt werden, in erbitterter Fehde liegen. Sie werden mit Unrecht „Wilde“ und „Menschenfresser“ genannt, weil sie sich von den sogenannten Zivilierten nicht alles gefallen lassen. In der Trockenzeit kommen sie zum Hauptfluß, um Schildkröten zu fangen; in der Regenzeit ziehen sie sich weit in das Quellgebiet zurück. Im vergangenen Jahr seien wieder einige von ihnen in Moura gewesen, um Tauschhandel zu treiben. Daß diese Indianer immer wieder versuchen, mit der Zivilisation in friedlichen Verkehr zu treten, beweist, daß sie nicht die wilden Kannibalen sind, als die sie verschrien werden. Die Helden von Moura wagen sich nur in

Gesellschaft von 20 bis 30 Booten in den Tauaperi, um dort in der Trockenzeit zu fischen und Jagd auf Schildkröten zu machen. Dabei kommt es nur zu häufig vor, daß auf jeden Indianer, der sich zeigt, sofort geschossen wird; wenn diese dann an dem mischblütigen Gesindel gelegentlich Rache nehmen, so ist es ihnen nicht zu verdenken.

Gegen 8 Uhr abends verlassen wir den Rio Negro und fahren unter prachtvollem Sternhimmel in den Rio Branco ein, dessen Nähe schon Stunden vorher die weißliche Färbung des Wassers anzeigt.

Der Rio Branco hat in seinem Unterlauf stellenweise eine Breite von 3000 bis 4000 Metern, ist aber nicht sehr tief. Im Sommer trocknet er stark aus, so daß ungeheure Sandbänke zutage treten, zwischen denen man in schmalen Wasserrinnen kaum den Weg findet und längere Strecken das Boot über den Sand schieben muß. Während der Rio Negro in seinem Oberlauf keine ausgesprochene Trockenzeit hat, sondern sich das ganze Jahr hindurch eines beständigen Wechsels von Regen und Sonnenschein erfreut, weist der Rio Branco eine scharfe Scheidung zwischen Regenzeit und Trockenzeit auf. Die Trockenzeit dauert gewöhnlich von September bis Ende April. In dieser Zeit fällt in den Savannen des Oberlaufes fast kein Tropfen Regen. Die Schifffahrt ist vom Oktober an vollkommen unterbrochen. Indessen tritt im November infolge vereinzelter Regenfälle ein kurzes Anschwellen des Flusses ein. In außergewöhnlich trockenen Zeiten, die etwa alle zehn Jahre wiederkehren, bleibt diese „kleine Regenzeit“ aus, und der Verkehr mit der Außenwelt ist bis in den April, ja bis in den Mai hinein lahmgelegt. Den höchsten Stand erreicht der Fluß gewöhnlich im Juni, den niedrigsten im Dezember und Januar. Der Unterschied in der Höhe des Wasserpiegels beträgt am Unterlauf des Flusses etwa 10 Meter.

Der untere Rio Branco gibt an Einförmigkeit dem Rio Negro nichts nach. Der Fluß ist von zahlreichen Inseln durchsetzt, die gleich den Ufern tief unter Wasser stehen, so daß stellenweise nur die Kronen der Bäume traurig hervorragen. Man fragt sich unwillkürlich: „Ist dies überhaupt Festland?“ Auf beiden Seiten breiten sich unzählige große und kleine Seen aus, die jetzt in der Regenzeit mit dem Fluß in Verbindung stehen und auf dem östlichen Ufer bei Hochwasser mit dem Tauapery zusammenhängen sollen. Das linke lehmige Ufer wird höher. Einige Palmstrohhütten sind die ersten Zeichen der Besiedlung. Die Bewohner, Mischlinge unbestimmter Herkunft, machen einen verkommenen Eindruck. Aus den hohlen Augen der hageren, fahlgelben Gesichter blickt das Fieber, das diese halben Amphibien von der Geburt bis zum Tode nicht verläßt. Sie leben von Jagd, Fischfang und einfachstem Ackerbau, arbeiten aber nur so viel, daß sie nicht verhungern und sich gelegentlich eine Flasche Schnaps kaufen können, um den Namenstag ihrer Schutzheiligen festlich zu begießen. Das ist ihr ganzes Christentum.

Je weiter wir flussaufwärts fahren, desto schlechter wird das Wetter. Tag und Nacht kalte Regengüsse, die der Sturm über Deck fegt. Wir sind hier plötzlich in eine ganz andere Zone eingetreten. Der Rio Branco, besonders oberhalb des Äquators, hat Regenzeit, wenn am unteren Rio Negro Trockenzeit herrscht. Unter strömendem Regen, der die ganze Nacht nicht ausgesetzt hat, kreuzen wir am frühen Morgen des 20. Juni die Mündung des großen rechten Nebenflusses Ca-trimani, dessen Lauf noch völlig unbekannt ist. Die Stimmung der Fahrgäste ist grau in grau, wie der Himmel. Zitternd vor Kälte kauern die Frauen und Kinder zwischen ihren bunten Gepäckstücken. Es fehlt sogar das allmorgendliche reizvolle Bild: Lausen der kleinen Mädchen, die vor der Mutter stehen

und den Kopf in ihren Schoß legen. Die Männer spielen Karten, ihre tägliche Unterhaltung bis tief in die Nacht hinein. Taktmäßig, von halblauten Zurufen begleitet, klatschen die Karten auf den Tisch.

Das Tierleben wird reger. Der Rio Branco ist im Gegensatz zum Rio Negro ein reicher Fluß mit viel Jagd und Fischfang. Das sieht man schon im Vorüberfahren. Fortwährend jagen wir spißschnäblige Carará (Schlangenhalsvögel), weiße und graue Reiher, große schwarze Enten und andere Wasservögel auf. In den Wäldern trifft man Tapire, kleine Hirsche, zahlreiche Herden großer und kleiner Wildschweine und anderes jagdbares Wild. Auch die Vogelwelt liefert reiche Beute. Die Flüsse und Seen wimmeln von großen schmackhaften Fischen und Schildkröten verschiedener Art, die in der Trockenzeit in unzähligen Scharen zum Hauptfluß kommen, um in den Sandbänken ihre Eier abzulegen. In den stillen Buchten streckt der Manati, die unförmige Flußsirene, seine komische Schnauze aus dem Wasser hervor, um in nimmerfartem Drange die Uferpflanzen abzuwasen. Auf den überhängenden Ästen der Uferbäume liegen dicht beieinander große Leguane und plumpfen bei der Annäherung des Dampfers ins Wasser.

Am 21. Juni kommen mittags die ersten höheren Gebirge in Sicht, die Höhenzüge der Serra Pauára auf dem linken Ufer. Wir fahren an dem hohen Ufer von Vista Alegre entlang. Trotz des heiteren Namens nur eine schlechte Hütte, an Stelle des alten Indianerdorfes Inajatüba. Rauschend bahnt sich unser kleiner Schlepper mit seinen Anhängseln einen Weg durch die reißende Strömung auf Caracarahy los, einen der wichtigsten Punkte am Rio Branco. Man sieht ihm seine Bedeutung nicht an: eine elende Strohhütte, das ist alles.

Caracarahy liegt am Fuß der großen Stromschnellen des

Rio Branco. Diese Stromschnellen, „as cachoeiras“, bilden den Hauptinhalt der Unterhaltung während einer Fahrt auf dem Rio Branco, da sie ein gewaltiges Hindernis für den Verkehr darstellen, obwohl ihr senkrechter Fall nur etwa 18 Meter beträgt, die sich auf 24 Kilometer verteilen. Sie werden durch drei niedrige Hügelketten hervorgerufen, die sich in ziemlicher Entfernung vom Fluß auf beiden Ufern erheben. Bei Hochwasser bewältigt man das Schnellengebiet aufwärts in etwa sechs Stunden durch einen langen, vielfach gewundenen Kanal auf dem östlichen Ufer, der voller Felsen ist und eine reißende Strömung hat, im Sommer aber fast trocken liegt, so daß er dann nur mit kleinen Booten befahren werden kann. Außerdem ist auf dem westlichen Ufer ein Weg angelegt, der die Stromschnellen umgeht, aber einen großen Teil des Jahres unter Wasser steht, so daß er nur selten benutzt wird.

Der Fluß ist in den letzten Tagen stark gefallen, wie man an den Marken sieht. Deshalb muß der Kommandant zu meinem großen Bedauern die weitere Reise flußaufwärts aufgeben, da er die tiefgehende „Macuchy“ der nun folgenden gefährlichen Strecke nicht aussetzen will. In den nächsten Tagen sollen einige kleinere Dampfboote vom oberen Fluß kommen.

Der Platz ist berüchtigt wegen seiner bösen Sumpffieber. Es wimmelt hier von Tagesstechmücken, die mit Eintritt der Dunkelheit von den großen Moskiten abgelöst werden. Das Wetter ist fortgesetzt schlecht.

Der Fluß sinkt rasch, aber er wird sicherlich wieder steigen, da seine Zeit noch nicht gekommen ist. Die einzige Abwechslung an diesem elenden Platz bietet die Jagd. Stundenlang warte ich, von einem kleinen Indianerjungen begleitet, in den überschnittenen Savannen umher, die sich hier mitten im

Waldgebiet meilenweit nach Westen erstrecken. Sie sind stellenweise von unzähligen Wasservögeln belebt, Reiher und Enten verschiedener Art, andern Vögeln, die mir neu, aber den Savannen Guayanas eigentümlich sind: schwarzweißen Curicaca und schöngezeichneten, eleganten Têu-têu, die einen roten, scharfen Sporn am Flügelbug tragen; aber man kommt selten zum Schuß, da keine Deckung da ist und die Vögel infolge der vielen Knallerei an diesem in der Regenzeit so verkehrsreichen Platz sehr scheu sind. Bei jedem Schritt jagen wir Wolken von Moskiten auf, die schwarz unsere Kleider bedecken.

Frühmorgens wecken mich die Stimmen der Savanne. Wie erinnern sie mich an Matto Grosso mit seiner ganz ähnlichen Pflanzen- und Tierwelt! Aber wie anders höre und empfinde ich heute dieses eigenartige wilde Leben. Damals schaute ich alles zwar äußerlich krampfhaft mutig, innerlich aber mit erschreckten Augen an. Heute ist mir nichts mehr fremd. Diese ganze großartige Natur ist mir vertraut geworden, wie ein alter Bekannter. Ich verstehe sie, wenn sie freundlich zu mir spricht, und ich fürchte sie auch nicht, wenn sie mir einmal feindlich entgegentritt, denn ich kenne sie und weiß ihr zu begegnen.

Am 24. Juni kommen die für die „Macuchy“ bestimmten Ochsen, und wir müssen das Lastboot verlassen. Die ganze Fracht wird ausgeladen. Die kleine Hütte ist bis zum Dach voll Waren und Menschen, denn es bleiben mit mir noch einige dreißig Reisende hier.

Am folgenden Morgen werden die 105 Ochsen verladen; eine tolle Sache! Die Matrosen haben vom Corral (Pferch) aus, in dem die Ochsen untergebracht sind, einen Hohlweg gegraben, der von dem steilen Lehmufer allmählich abwärts zum Wasserspiegel führt und auf beiden Seiten von hohen

Zäunen eingegrenzt ist. Die Ochsen werden zu je zwanzig hinabgetrieben. Unten erwarten sie einige handfeste Leute, die jeden Ochsen mit einem kurzen dicken Tau an den Hörnern fesseln. Dann kommt von oben, mit der Maschine getrieben, eine starke Stahlkrosse mit einer Tauschlinge, die dem Ochsen um die gebogenen Hörner gelegt wird. Mit dieser Art Krabben wird der Armste in die Höhe gewunden, schwebt eine Zeitlang mit immer länger werdendem Hals jämmerlich zwischen Himmel und Wasser und wird dann vorsichtig in die Luke und, wenn der Schiffsraum voll ist, auf Deck niedergelassen. Hier werden die Tiere ganz kurz angebunden, so daß sie mit den Köpfen zusammenstoßen und dicht nebeneinander stehen. Ein Reitpferd, das der Kommandant gekauft hat, wird mittels eines breiten Gurtes gleichfalls an Deck gehißt, wo es friedlich neben den Ochsen steht. Das Bild ist ein ganz anderes geworden. Die Ochsen spielen nun die erste Rolle. Der ganze Kahn ist voll von ihnen. Etwaige Passagiere sind nur geduldete Gäste und überall im Weg. Selbst der Kommandant ist auf seine kleine Kabine beschränkt. Wo vorher kreuz und quer die Hängematten hingen, stehen jetzt Ochsen. Wo unser langer Tisch stand, an dem wir so gut und reichlich gegessen und getrunken haben, an dem die Spieler so unermüdlich ihre Karten schwangen — Ochsen. Wo unser Gepäck untergebracht war — Ochsen. Nichts als Ochsen.

In vier Stunden ist die schwere Arbeit getan, und die „Macuchy“ fährt unter dreimaligem Tuten in großem Bogen flußabwärts gen Manáos.

Diese etwas barbarischen Viehtransporte sind recht kostspielig, da immer nur verhältnismäßig wenige Ochsen geladen werden können, und bringen auch sonst große Nachteile mit sich. Die Tiere können sich nicht legen und fressen während der zwei bis drei Tage dauernden Fahrt bis Manáos nichts; kein

Wunder, wenn viele in einem bedauernswerten Zustande dort ankommen.

Bis zum 28. Juni mußten wir in Caracarahy liegen. Infolge der großen Feuchtigkeit bildeten sich auf den Leder- sachen wahre Schimmelpkulturen; die Eisengeräte überzogen sich mit einer dicken Rostschicht. Die Hütte, in der die Rei- senden untergebracht waren, starrte von Schmutz wie ihre Bewohner. Durch das schadhafte Palmstrohdach drang un- gehindert der Regen. Der Boden war an manchen Stellen in einen übelriechenden Morast verwandelt. Die Nächte waren kalt, die Lage ohne Sonne, Stechmücken gab's bei Tag und bei Nacht. Fast unaufhörlich strömte der Regen. Alles litt an Katarrh, besonders die kleinen Kinder, die zum Teil, nur in eine dünne Decke gehüllt, zwischen den Gepäck- stücken auf dem nackten Boden schliefen. — Ich war schon im Begriff, mit leichtem Gepäck in einem Ruderboot weiterzu- fahren und das Hauptgepäck später nachholen zu lassen, da stieg der Fluß wieder, und von oben kam das kleine Dampf- boot „Bruza“ (Zauberin) und erlöste uns.

Freilich ist das Lastboot, auf dem wir alle Unterkunft finden, noch kleiner als das der „Macuchy“. Besonders in der Nacht ist es recht ungemütlich. Hängematte an Hänge- matte, Körper an Körper, Geplär der kleinen und kleinsten Kinder, schreiende Unterhaltung der Fahrgäste. Sie sind in der besten Stimmung, froh, endlich weiterzukommen. Ein alter Mulatte bewirtet mit einer Korbflasche Rotwein die ganze Gesellschaft. Mein Aluminiumbecher macht die Runde. Dazu spielt ein großes Grammophon lustige Weisen. So geht es bis lange nach Mitternacht.

An Baden ist nicht zu denken. Man putzt sich morgens die Zähne, fährt sich mit dem Rest des Wassers ein paarmal über das Gesicht — fertig! Die Gütergemeinschaft nimmt

immer mehr überhand. Einer erbittet sich meinen Kamm. Ich gebe ihn natürlich. Er hätte es auch getan! Läuse habe ich bis jetzt noch nicht!

Glatt kommen wir durch den Flußarm. Die Felsen, von denen er im Sommer starrt, sind jetzt zum größten Teil vom Wasser bedeckt. Der Lotse führt selbst das Steuer. Scharf geht es an Felsen vorbei, die noch aus der schäumenden Flut hervorragen.

Nachts bricht plötzlich ein wilder Sturm los. Ein kalter Guß fegt über Deck und durchnäßt alles. Das Fahrzeug tanzt auf den hohen Wogen. Kaum sind wir ein wenig zur Ruhe gekommen, da fahren wir in der Finsternis mit aller Wucht auf einen Baumstamm auf, der wenig unter Wasser liegt. Es gibt einen gewaltigen Ruck. Alles läuft und schreit durcheinander. Einige wollen schon ins Wasser springen, da einer ruft, das Boot sei leck. Es kostet zwei Stunden schwerer Arbeit, bis wir wieder loskommen.

Mit Tagesanbruch kreuzen wir die Mündung des großen rechten Nebenflusses Mocajahy, der im wesentlichen dem Catrimani parallel fließen und in derselben Gegend entspringen soll wie dieser. Auch der Mocajahy ist noch ganz unbekannt und wegen seiner schrecklichen Fieber gefürchtet. An seinem mittleren Lauf wohnt in wenigen Dörfern der kleine Stamm der Pauschiána, die auch am Catrimani vorkommen sollen: friedliche Leute, die in der Trockenzeit bisweilen zum Hauptfluß herabkommen, um von den Ansiedlern europäische Geräte gegen Schildkröten und feingearbeitete Hängematten aus Palmfasern einzutauschen. Körperlich unterscheiden sich die Pauschiána sehr von den umwohnenden Stämmen, mit denen sie wenig Verkehr unterhalten. Viele von ihnen zeichnen sich durch Schlankheit des Körperbaus und feine, fast semitische Gesichtszüge aus.

Der Mocajahy bildet die Grenze des dichten Waldgebietes. Von hier beginnen die Savannen Guayanas, die „Campos geraes“, wie der Brasilianer sagt, die sich über den Uraricuéra hinaus weit nach Norden bis zum Koroima erstrecken.

Wir fahren entlang der schöngeformten Serra Araracuára, die sich dicht am linken Ufer hinzieht. Sie bildet den südwestlichen Ausläufer des mindestens 1000 Meter hohen Massivs von Carumá, auch Serra Grande genannt, des Wahrzeichens des oberen Rio Branco. Das Gebirge hat eine Nebellappe aufgesetzt. Von seinen schroffen Abhängen stürzt Wasser in einzelnen Fällen zu Tal.

Bald liegen wir im Hafen von Boa Vista, der Hauptstadt des Municipio Rio Branco, dem Sitz der Behörden, einer Reihe heller freundlicher Häuschen auf dem hohen, felsigen rechten Ufer. Die politische Stimmung ist hier sehr gespannt; das hört man aus jedem Gespräch. Freimaurer und Klerikale stehen sich schroff gegenüber. Abends kommen zwei Benediktinerpater an Bord, Thomas und Udalberto. Pater Udalberto freut sich sehr, in mir einen Landsmann zu treffen, und ich freue mich nicht minder über die heimatischen Laute. Er stammt aus Lörrach in Baden, hat aber dieses schöne Land seit fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen. Pater Thomas ist Engländer. Kürzlich sind zwei Benediktiner auf der Reise nach Pará am Fieber gestorben, das sie sich wahrscheinlich in Caracarahy geholt hatten. Der Sitz der Mission ist in Capella weiter flussaufwärts. Außerdem haben sie eine noch junge Station unter den Indianern tief im Innern am oberen Surumú.

Um 10 Uhr nachts gehe ich mit unserm Kommandanten zum Ball bei einem der einflussreichsten Bewohner von Boa Vista, einem Kaffeebraunen, sehr liebenswürdigen Herrn. Von

einem kleinen Indianerjungen werden wir mit der Laterne abgeholt. Es ist aber auch nötig, denn die Straßenbeleuchtung in Boa Vista ist gleich Null. Die Wege sind mit hohem Gras bewachsen, und auch die Hauptstraße ist der Lummelplatz des lieben Viehs, Ochsen und besonders Schweine, die in den tiefen Morastlöchern der nächtlichen Ruhe pflegen und unwillig grunzen, wenn der Schein der Laterne sie trifft. Der Ball ist eine ziemlich langweilige Geschichte, wie alle diese Sachen. Nichts Originelles. Europäische Tänze: Walzer, Mazurka, Quadrille, wie bei uns. Die Mädchen zum Teil recht hübsch, in allen Farbenabstufungen, durchweg hell und lustig gekleidet; die Männer in dunklen Anzügen, Duzendware aus Manáos. Orchester: Gitarre, Flöte, Grammophon. Getränke: Flaschenbier aus Rio und Aluá, ein aus Mais hergestelltes, halbindianisches Erfrischungsgetränk. Der Tanzsaal ist eine Art Veranda, über deren Lehmmauer als Zaungäste das Indianerpersonal guckt. Schlürfender Tanz, viel Staub. Während einer Tanzpause läßt sich mitten im Saal eine Hündin nieder und säugt ihr Junges.

Um Mitternacht, nach dem Kaffee, drücken wir uns unter vielen Umarmungen und unzähligen „feliz viagem!“ Um 1 Uhr fahren wir weiter. Pater Thomas hat sich noch mit Mühe ein Hängemattenplätzchen erobert. Pater Adalbert sitzt eingenickt auf einer Bank.

Capella, an dem wir am nächsten Morgen vorüberfahren, liegt ebenfalls auf dem rechten Ufer und besteht aus einigen Häusern und einer weißen, gut erhaltenen Kapelle, während die von Boa Vista einzustürzen droht. Der Anstieg vom Hafen ist mit Felsen übersät. Pater Thomas steigt hier aus. Pater Adalbert fährt mit bis São Marcos, um mich dem Administrator vorzustellen, der ein Hauptfreund und Beschützer der Missionare ist. Eine halbe Stunde später kommen

wir dort an. José Franca das Neves kommt an Bord. Dank meiner Empfehlungen werde ich in der liebenswürdigsten Weise aufgenommen. Mein Gepäck wird ausgeladen und durch Indianer auf die Höhe geschafft, wo es in der großen Veranda des Wohnhauses untergebracht wird. Das Dampfboot fährt mit dem Rest der Passagiere weiter flussaufwärts. Pater Albalbert kehrt bald im Ruderboot nach Capella zurück.

Cão Marcos hat eine beherrschende Lage auf dem hohen, linken Felsenufer des Araricuéra. Gleich unterhalb mündet der Tacutú, der in seinem mittleren und oberen Lauf die Grenze gegen Britisch-Guayana darstellt.

Die Aussicht von der Höhe von Cão Marcos ist herrlich. Man blickt weit flussabwärts auf die blauen Höhenzüge von Carumá, Araracuará und andere Gebirge des oberen Rio Branco. Es herrscht hier immer frische Luft, die Krankheiten nicht aufkommen läßt, wie überhaupt der ganze obere Fluß gesund ist, im Gegensatz zu dem unteren und mittleren Rio Branco und dem berühmten Fieberherd Caracarahy.

2. In São Marcos.

São Marcos ist der Mittelpunkt der „Fazendas Nacionaes“, riesiger Viehfarmen der brasilianischen Bundesregierung, deren Gesamtflächenraum auf etwa 35 000 Geviertkilometer geschätzt wird. Es sind eigentlich drei Güter: São Bento im Süden und Westen, São José im Osten und São Marcos im Norden. Nur das letztere mit einem Flächenraum von etwa 8000 Geviertkilometern und etwa 20 000 Stück Rindvieh ist noch in Betrieb. Auf diesen riesigen Staatsgütern haben sich in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Privatleute angesiedelt, Viehzüchter, die das Land ohne Berechtigung in Besitz nahmen und das wilde Vieh, das sie darauf fanden, mit ihren Zeichen brannten. Der brasilianische Staat könnte gesetzlich jeden Tag alle diese stolzen Grundbesitzer enteignen, wenn er in diesen entlegenen Gebieten die Macht dazu hätte und nicht befürchten müßte, eine Revolution heraufzubeschwören.

Der Platz São Marcos setzt sich zusammen aus dem großen, palmstrohbedeckten Wohnhaus des Administrators, einem halben Duzend Hütten für seine Angestellten und einer kleinen Kapelle. Alle Gebäude sind im Zustande starken Verfalls. Im Hintergrunde finden sich einige große Viehzäune. In dem einen sind die Kühe untergebracht, die den täglichen Bedarf an Milch liefern. Die Rinderhirten sind in der Mehrzahl reinblütige Indianer aus den umwohnenden Stämmen, Makuschí, Wapischána u. a., und es ist erstaunlich, wie

rasch diese Leute, wenn sie aus dem Innern kommen, mit Pferd und Lasso umzugehen lernen.

Die indianischen Bediensteten haben hier zum Theil recht sonderbare „christliche“ Namen. Neves hat die übrigens ganz praktische Schrulle, seine Leute statt mit nichts-sagenden portugiesischen Namen, wie Pedro, Antonio, João usw., die immer wiederkehren und zu Verwechslungen Veranlassung geben, nach berühmten Männern zu benennen, wobei er strenge Unparteilichkeit walten läßt. So gibt es hier einen Lamartine, einen Chateaubriand und einen Cleveland; ein dicker Makuschí wird Caruso gerufen.

Neves ist am ganzen Rio Branco berühmt wegen seiner unbeschränkten Gastfreiheit und wird darin von vielen ausgenutzt. Meinen Studien begegnet er mit großem Verständnis und steter Bereitwilligkeit. Ich hätte nirgends besser aufgehoben sein können. São Marcos, am Rande des Indianergebietes gelegen, ist wie geschaffen als Stützpunkt für Unternehmungen ins Innere, und Neves hat einen weitgehenden Einfluß bei den Ansiedlern und den verhältnismäßig zahlreichen Indianern.

Die Verpflegung, sehr gut und sehr reichlich, ist über alles Lob erhaben. Donna Teta, Neves' Frau, eine Weiße aus Manáos — er selbst ist Bahianer —, führt eine ausgezeichnete Küche. Es ist für mich das reinste Schlaraffenleben. Neves will mich mästen, wie er sagt, damit ich die großen Strapazen der späteren Reise nach dem fernen Westen besser aushalten kann. Ein besonderer, lang entbehrter Genuß ist der erste Morgenfrank, schäumende Milch frisch von der Kuh, die einer der indianischen Hirten in eine große Kalabasse melkt. Auch für die Reinlichkeit ist bestens gesorgt. Man braucht nicht jedesmal den weiten und beschwerlichen Weg zum Hafen hinunterzuklettern. Hinter dem Wohnhaus erhebt sich auf einem

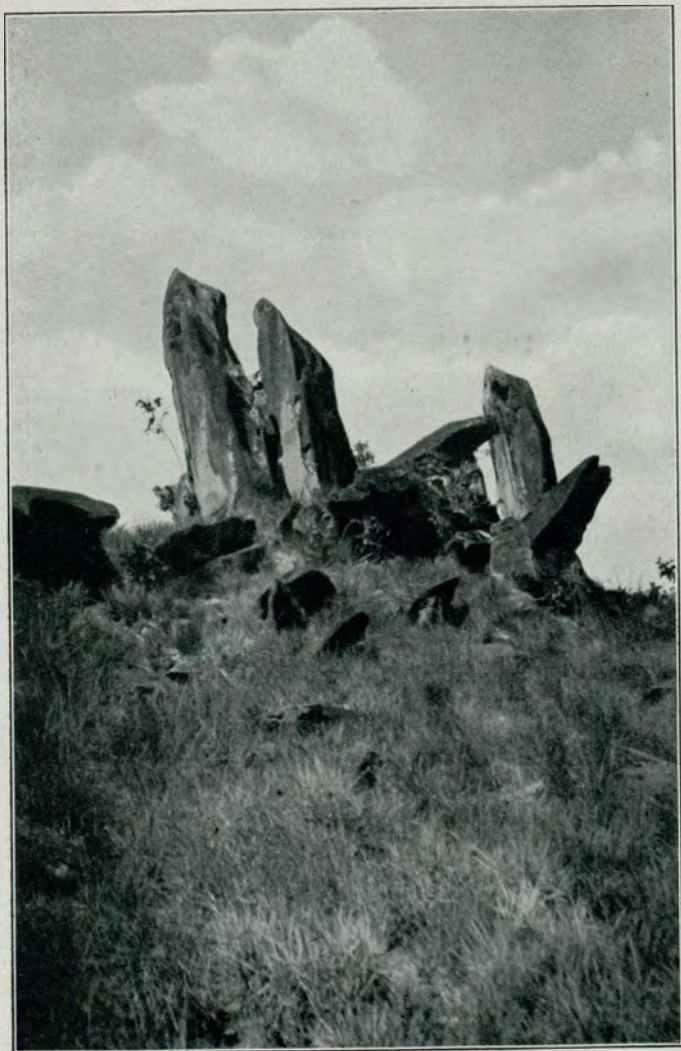
Pfahlrost, durch den das Wasser abfließen kann, das geräumige Badehaus, das ganz im Stil der runden Indianerhütten erbaut ist. In einem großen Faß ist immer frisches Wasser.

Zahlreich und mannigfaltig sind die Haustiere. Stolz Pfauen, Truthühner, Perl- und gewöhnliche Hühner, Enten, Ziegen und Ziegenböcke, Schafe und Schafböcke mit gewundenen Hörnern, junge und alte Hunde verschiedener Mischrassen (Käzen kann der Hausherr nicht ausstehen, sicherlich sehr zur Freude der unzähligen Mäuse und Ratten), Schweine, Pferde, Ochsen, Kühe, Kinder, Kälber und viele nützliche Aasgeier, die mit den Schweinen für die „Abfuhr“ sorgen — all dies Viehzeug lebt unter sich und mit den Menschen friedlich zusammen und dringt auch gelegentlich in die Wohnräume ein. Kleine Giftschlangen, die in der nächsten Umgebung des Hauses zahlreich vorkommen, sind verhältnismäßig harmlos und zu träge, um sofort zu beißen. Eines Morgens findet Donna Teta ein solches Tierchen in ihrem Nähkorb, wo es sich ein warmes Lager zurechtgemacht hatte. Am nächsten Abend gehe ich mit Neves in meinen Schlafraum, um Platten zu entwickeln, da schreit mein Gastgeber plötzlich: „Achtung, Doktor, Schlange!“ Eine kleine *Tararaca** schlängelt sich dicht vor mir am Boden. Sie suchte wohl Schutz vor dem Regen. Ein Stoßschlag macht ihr den Garaus. Nachts jagen die Schlangen häufig im Dach nach Mäusen. Man hört sie durch die Palmblätter rauschen und vernimmt das angstvolle Pfeifen ihrer Beute. Doch man gewöhnt sich bald daran und ist nur unangenehm berührt, wenn einem ein solcher nächtlicher Jäger in die Hängematte fällt, wie es später meinem Gefährten Schmidt geschah. Aber es gibt hier auch eine gute Schlange, 2 bis 3 Meter lang, die in einem Mauerloch der

* (*Cophias atrox*).

Kapelle ihre Wohnung hat und die bösen Schlangen totbeißt und auffrisßt. Man sieht sie bisweilen von einem Spaziergang aus der Savanne heimkehren.

Das sind die paradiesischen Zustände in São Marcos, dem Sammelpunkt für die Indianer der weiten Umgegend. „Nevi“, wie sie den Administrator nennen, behandelt sie gut und ist bei ihnen weithin bekannt und beliebt. Öfters kommen sie in kleineren Trupps, Männer, Weiber und Kinder, um einige europäische Waren und besonders Salz gegen Maniokmehl, Mais und allerhand Früchte einzutauschen. Viele von ihnen haben sich zur Feier des Tages mit Lumpen behängt. Ein alter Makuschi, der kein Wort portugiesisch spricht und wie ein Siourhäuptling aussieht, hat sich nach seiner Meinung ganz besonders fein gemacht. Über dem hageren Körper, an dem noch Spuren von Tanzbemalung zu sehen sind, trägt er eine — einstmals — weiße Weste und einen schwarzen Rock, dessen lange Schöße ihm um die nackten Beine schlottern. Neves stellt mich ihnen als „Juglez“ vor, da die Engländer diesen Leuten, von denen manche einen Brocken englisch sprechen, wohl bekannt sind. Den ganzen Nachmittag lungern sie um die Veranda herum und schauen neugierig zu bei allem, was ich treibe. Es sind meistens Leute des Oberhäuptlings Ildefonso, darunter Julião, der Onkel des Häuptlings, ein alter Bekannter von mir. Ich traf ihn 1905 mit Ildefonso in Manáos, wo ich mit ihnen meine ersten Studien der Makuschisprache machte. Neves hatte sie damals mitgenommen, um sie dem Gouverneur vorzustellen. Julião ist sehr erfreut, mich wiederzusehen, und will nur mit mir zu tun haben. Das ganze Haus ist voll Indianer. Es geht sehr vergnügt zu. Auch das Feuerwasser spielt dabei eine Rolle. Neves tanzt mit ihnen in seinem kleinen Zimmer mit wippenden Knien eine Runde, den Parischerá, den Haupttanz der Makuschi.



Trappfelsen im Tal des Surumú.



In morastigem Bett schlängelt sich ein Bach, den wir mehrmals bis zur Brust durchwaten müssen. (S. 46.)

Abends lasse ich Maria, die im Gesicht und an den Armen tatanierte Schwester Ildesonsos, und ihre hübsche Nichte Carmelita in den Phonograph singen, Tanzmelodien und rhythmische Lieder der Frauen beim Maniokreiben. Nach einigem schamhaften Zögern machen sie ihre Sache recht gut, und ich ernte lebhaften Beifall, als ich die Gesänge sofort vor den andächtig lauschenden Indianern wiedergebe.

Neves sorgt für Abwechslung. Er veranstaltet ein Wettrennen seiner indianischen Rinderhirten. Es ist ein wildes Schauspiel, wenn die Reiter fern am Horizont der flachen Savanne, kaum erkennbar wie Punkte, auftauchen, dann rasch größer werden und mit verhängtem Zügel, die nackten Füße im Steigbügel, dahersprengen, um erst kurz vor uns den schnaubenden Gaul zum Halten zu bringen.

3. Die Savannen von Chiquiba und die ersten Gebirge.

Meinen Plan, von São Marcos aus die Indianer im Norden zu besuchen, kann ich bald verwirklichen.

Am 9. Juli kommt Pater Adalbert mit einigen Indianern und lädt mich ein, ihn zu begleiten. Wir wollen vom Parimé, einem linken Nebenfluß des Uraricuéra, nordwärts bis zum Surumú wandern. Ich nehme nur das notwendigste Gepäck mit. Wir werden wohl ein paar Tage durch Wasser waten müssen, da die Savannen noch weithin überschwemmt sind. Unter Strömen Schweißes packe und trockne ich den ganzen Tag; allzu vieles von meinem Gepäck ist durch die täglichen Gewitterregen, die vom Sturmwind durch die offene Veranda gepeitscht werden, durchnäßt.

Pater Adalbert hat einige Indianer mitgebracht. Einer davon, der hinreichend portugiesisch spricht, um mir als Dolmetscher zu dienen, will mich für die nächste Zeit begleiten. Er heißt, wie so viele, João. Wir nennen ihn nach dem klangvolleren Namen seines Vaters Pirokai. Sein Vater ist Makuschí, seine Mutter Wapischána. Deshalb gehört er nach den dortigen indianischen Gesetzen dem letzteren Stamme an, obwohl er nur Makuschí spricht.

Am nächsten Morgen fahren wir ab. Der Uraricuéra ist hier noch sehr breit, stellenweise 1000 Meter und mehr. Den ganzen Nachmittag liegen wir vor Passarão, einer kleinen Niederlassung von Parahibanern, die die Regierung hier angesiedelt hat. In den ärmlichen Hütten herrscht ein unglaub-

licher Schmutz. Die Bewohner, die zum Teil auf der Reise bis São Marcos meine Mitpassagiere waren, sind mit allen möglichen Zivilisationskrankheiten behaftet und machen einen verkommenen Eindruck. Sie leben vom Anbau von Maniok, Zuckerrohr, Bananen usw., den sie auf indianische Weise betreiben. Wir laden Waren aus und nehmen Brennholz ein. Pater Adalbert tauft einige Kinder.

Mit Einbruch der Nacht fahren wir weiter und lenken in früher Morgenstunde in den Parimé ein.

Der Name Parimé für diesen kleinen Savannensfluß ist wohl nur durch ein Mißverständnis in die alten portugiesischen und damit in die modernen Karten gekommen. Sein eigentlicher indianischer Name ist Maruá. Die Ufer des unteren Parimé sind flach und überschwemmt, mit Palmenhainen und kleinen Bauminseln bestanden. Das Wasser hat eine schöne hellgrün-weißliche Farbe. In der Trockenzeit soll es ganz klar sein. Auf der stillen Flut treibt in der Morgenfrische, noch nicht von den erwärmenden Sonnenstrahlen gelöst, viel Schaum von einer Stromschnelle weiter flußaufwärts. Wir fahren kurz nacheinander an fünf großen, auf dem rechten Ufer gelegenen Indianerhütten vorüber. Viel nacktes Volk, Wapischána, rennt über die Savanne, verschwindet in den niedrigen Eingängen und tritt dann bekleidet heraus.

Die Wapischána, ein Aruaqstamm mit eigenartiger Sprache, wohnen in verstreuten Gruppen nördlich und südlich vom unteren Uraricuéra und östlich vom oberen Rio Branco bis tief nach Britisch-Guayana hinein. Früher der mächtigste Stamm des ganzen Gebietes, sind sie heute an Zahl sehr zurückgegangen, entartet und in der Knechtschaft der Weißen sittlich verdorben. Besonders die Wapischána des Parimé genießen wegen ihrer Gaunereien einen schlechten Ruf.

Am nächsten Morgen machen wir uns auf den Marsch. Pater Abdalbert und ich sind mit Rucksäcken schwer beladen. Pirokai, die beiden Indianer des Paters und Mello, ein Mischling aus Passarão, der in der Mission am Surumú im Feldbau arbeitet, haben sich Tragkörbe aus Palmblättern geflochten und schleppen gewaltig am Phonograph, einem kleinen eisernen Koffer und einer schweren Ledertasche, die mit photographischen Platten, Phonogramnzylindern und Tauschwaren mancherlei Art gefüllt ist. Einer hat noch das ganze Röhengerät an seinen Tragkorb gebunden und sieht aus wie ein Mausfalle-Kattefalle-Krämer. Ein Teil des Gepäcks ist in Chiquiba zurückgeblieben. Wir wollen es später nachholen lassen.

Im Gänsemarsch und Indianergeschwindschritt geht es über die Savanne, auf der die Sonne brennt. Je höher die Sonne steigt, desto langsamer werden unsere Schritte. Die Savanne ist stellenweise weithin überschwemmt und fast unpassierbar, ein Brutherd zahlloser Stechmücken jeder Art und Größe. Stumpfsinnig trotten wir einer dicht hinter dem andern her, über die vor Hitze flimmernden Grasfluren oder waten bis an den Bauch durch übelriechenden Schlamm, der die Füße fesselt. Die Zunge klebt am Gaumen. Der wenige Speichel schmeckt bitter wie Chinin. Auch das Denken trocknet ein. Jede Unterhaltung verstummt, da deutliches Sprechen unmöglich wird.

Es sind keine wirklichen Wege nach unsern zivilisierten Begriffen, sondern schmale Indianerpfade, in denen man einen Fuß vor den andern setzen muß, häufig tief ausgetreten, so daß der Fuß abgleitet, und die kaum verharshchte Wunde sich immer wieder öffnet. Auch sind es keine zusammenhängenden Grasflächen, sondern einzelne harte Grasbüschel ragen aus dem sandigen Boden empor und machen das Marschieren

mit wunden Füßen unter der schweren Last zur Qual. Da hilft häufig nur die äußerste Energie weiter.

Unzählige spitz zulaufende Termitenhäufen, zweimal mannshoch und höher, sind über die Savanne zerstreut. Man könnte meinen, und irgendein Stubenethnologe kommt vielleicht noch einmal auf den Gedanken, die Indianer hätten die Form ihrer Häuser diesen kunstvollen kleinen Wohnungen abgeguckt, so ähneln sie sich.

Das Tierleben ist gering. Wasservögel, ein einsamer Hirsch, wildes Vieh auf einer fernen Anhöhe. Nur einmal stören wir einen großen Ameisenbär bei seiner Abendmahlzeit an einem Termitenhügel. In komischem, kurzem Galopp, den buschigen Schweif hoch erhoben, trottet er davon.

Fern im Osten und Westen erblickt man blaue Höhenzüge, Gebirge des Tacutú und Uraricuéra. Wir durchwaten zahlreiche Bäche, die alle nach links zum Parimé fließen. Sie sind von prächtigen Fächerpalmen* begleitet, auf deren dunklem Grün das von der flimmernden Luft gequälte Auge für kurze Zeit ausruht. Sonst ist die Pflanzenwelt fast trostloser als das Tierleben. Das von den glühenden Sonnenstrahlen versengte Gras ist von unbestimmbarer Farbe. Hier und da ein niedriger, verkrüppelter Curatellabaum mit sonderbar verzackten Ästen und lederartigen Blättern, die im leichten Lufthauch leise rascheln. Sonst kein Laut, nur selten der heiser krächzende Schrei eines Sumpfvogels.

Diese gewaltigen, einförmigen und eintönigen Grasfluren, die kein Ende nehmen wollen, erwecken in dem Menschen das Gefühl einer ungeheuren Traurigkeit, einer grenzenlosen Verlassenheit und bringen ihm so recht zum Bewußtsein, wie klein, wie unbedeutend er ist im Vergleich zu der gewaltigen

* In Nordbrasilien *Mitri* (*Mauritia flexuosa*) genannt.

Natur. Und doch haben sie ihren Reiz, ihre Schönheit, trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer herzbeklemmenden Traurigkeit.

Bei Hochwasser suchen Vieh und Wild einträchtig Zuflucht auf den wellenförmigen Erhebungen, die von der Flut nicht erreicht werden. Auch in der Trockenzeit bleiben an einzelnen tiefer gelegenen Stellen lagunenartige Wasseransammlungen zurück, an denen die Tiere von weit her zusammenkommen. Daneben ziehen natürliche Salzlecken die Tiere an, d. h. Plätze mit salzhaltiger Erde, die durch den gänzlichen Mangel an Pflanzenwuchs kenntlich sind. Die Indianer gewinnen daraus ihr Salz, indem sie diese Erde mit Wasser durch ein dichtes Sieb seihen und das Wasser dann verdampfen lassen.

Am 13. Juli lagern wir an einem schnell fließenden Bach, der zahlreiche schöne Fische enthält, Tucunaré, Matrinham, Trahira. Dem Tucunaré, der im Aussehen, im Geschmack und in seinen Lebensgewohnheiten unserer Forelle ähnelt, gebührt von allen Fischen dieser Gegend die Krone. Der Matrinham, ein Schuppenfisch, steht dem Tucunaré an Schmackhaftigkeit nicht nach, ist nur fetter als dieser. Die Trahira ist der gemeinste Fisch der Savannenflüßchen. Wegen seiner vielen Gräten kommt man nicht recht zum Genuß seines sonst wohlgeschmeckenden Fleisches.

Frische Fische sind eine Wohltat, nachdem wir tagelang nur von hartem, trockenem Ochsenfleisch gelebt haben. Zum Überfluß schießt Pirokai noch eine große Curicaca und einen schwarzen Ibis, dessen Augenringe und Schnabel schön orangefarbig leuchten. Die Makuschi nennen ihn nach seinem Ruf Tara. Leider müssen wir uns ohne Salz und Pfeffer behelfen, da die Leute beides in Chiquiba vergessen haben.

Pater Abdalbert fühlt sich unwohl. Wir beschließen des-

halb, heute hier zu bleiben und morgen früh zwei Mann vorauszuschicken, damit sie von einem Wapischánahaus, das eine Tagereise von hier entfernt ist, Leute holen oder ohne Gepäck rasch zu uns zurückkehren.

Um 3 Uhr nachts gehen Pirolai und ein anderer Indianer bei Mondschein ab. Um 7 Uhr folgen wir nach. Der Marsch geht stundenlang über wasserlose Flächen, dann wieder durch tiefen Sumpf. Bald nach Mittag queren wir die erste niedrige felsige Erhebung, ein Zeichen, daß wir uns der Gebirgsgegend nähern, die sich allmählich in einer herrlichen, weitausgedehnten Rundschau vor uns entrollt. Wir lagern an einer größeren Lagune mit klarfrischem Wasser, die auch im Sommer nicht austrocknet. Millionen großer Leuchtkäfer blitzen wie fliegende Diamanten aus dem Dunkel auf. Aber auch unzählige Stechmücken sorgen dafür, daß man sich nicht ganz in Schwärmereien verliert.

Früh am Morgen ziehen wir weiter. Die Lagune ist von einer großen Viehherde und zahlreichen Wasservögeln belebt. Auf einem Baum in der Nähe unseres Lagers hat ein Schwarm weißer Reiher die Nacht verbracht. Mit Tagesanbruch flogen sie nach allen Seiten auseinander, jeder in sein Revier. Wir durchwaten ein paar Lagunen. Zwei Menschen kommen uns entgegen. Es sind unsere beiden Abgesandten, zwar ohne Leute, aber sie übernehmen unsere Rucksäcke, so daß wir jetzt freier ausschreiten können. Der Weg schlängelt sich zwischen einigen flachen Kuppen hindurch und führt dann entlang einem von hohen Palmen eingefassten Bach zu einer kleinen Wapischánaniederlassung, die wir gegen 1 Uhr erreichen. Ein niedriges, halbrundes Siebelhaus, daneben ein offener Schuppen, unter dem wir Unterkommen finden.

Ein alter hagerer Herr empfängt uns freundlich. Auch einige halbnaakte Frauen mit Strichtatauierungen am Rinn,

alte und junge, treten im Gänsemarsch an und reichen uns links die Hand. Wir werden mit gebratenem Ochsenfleisch bewirtet, das in scharfer Pfefferbrühe schwimmt. Dazu gibt es frische Maniokfladen und Bananen und zum Schluß eine große Kalabasse rötlich schäumenden Maiskafchiri. Von meinen früheren Reisen kenne ich diesen indianischen Labetrunk und seine nach europäischen Begriffen etwas zweifelhafte Zubereitung. Die gekochten Maiskörner werden von den Weibern gekaut, damit der Stoff rascher gärt. Aber das stört mir nicht den Genuß.

Wenn die Indianer auf diesen Savannen kein anderes Wildbret haben, schießen sie einen Ochsen. Die Gutsbesitzer sind wütend darüber, bedenken aber nicht, daß sie den ehemaligen Herren des Landes ihr Jagdgebiet widerrechtlich weggenommen haben.

Eine Menge zahmer Tiere gibt es unter diesem Indianerschuppen, einen behenden Affen, mit dem sich unsere Zungen necken, verschiedenartige Papageien, eine Katze, auch Hunde und Hühner. Alles wimmelt um und zwischen uns herum. Am barmherzigsten sind die Ruchlein, die auf unsere nackten Füße klettern und die unzähligen, voll Blut gesogenen kleinen Stechmücken auspicken. Nachmittags kommt für kurze Zeit viel bemalter Besuch, Wapischána und Makuschí, von einem Haus in der Nähe, wo ein Tanzfest stattfindet. Die Männer sind leider mit europäischen Lumpen behängt, die Kinder nackt, die Mädchen tragen schön gemusterte Perlenhürzchen. Mello hat nicht widerstehen können. Er ist ohne Erlaubnis mit seiner Last voraus zum Tanz. Ich kaufe von den Hausbewohnern für Glasperlen und kleine Spiegel einige völkereundliche Stücke, reizende Flechtarbeiten, in denen die Wapischána Meister sind, und einen einfachen Rahmen mit halbfertigem Perlenhürzchen, an dem die Großmutter gerade arbeitet. Sie

kann es gar nicht begreifen, daß ich die Arbeit unfertig kaufen will, und betrachtet mich mit unbeschreiblichem Blick; sie hält mich offenbar für nicht recht gescheit. Wie oft ist mir dieser Blick später noch auf der Reise begegnet!

Jetzt bin ich also wieder im echten Indianerhaushalt mit seinem typischen säuerlichen Geruch nach gärender Maniok, nach Kaschiri, Pfeffer und allem möglichen andern, mit seinem Wirrwarr an Körben, Töpfen und Geräten mannigfacher Art, mit seinen zahlreichen zahmen Tieren, die anfangs scheu und bald ebenso zutraulich sind wie ihre Herren und Herrinnen, und ich fühle mich in dieser wilden Umgebung viel wohler als in der verzerrten Zivilisation, die ich vor kurzem verlassen habe.

Am nächsten Morgen kommen einige bildhübsche halb-nackte Makuschimädchen, im Gesicht mit schwarzen Strichen bemalt und am Oberkörper mit dicken Perlschnüren behängt. Die Männer, die wir gestern als Träger verpflichteten, seien betrunken und schickten sie als Ersatz. Gcht indianisch!

Die Last wird in die in ganz Guayana mehr oder weniger gleichen Kiepen aus Flechtwerk gepackt, die von den Brasilianern am Rio Branco Panacú genannt werden. Das breite Tragband, das aus weichem Palmbast geflochten ist, liegt über der Stirn. Bald nach 7 Uhr marschieren wir ab. Wir schreiten über hügeliges Terrain zwischen hohen abgerundeten Granitfelsen, die mit zahlreichen frischen Ritzzeichnungen bedeckt sind, Darstellungen von Menschen, Vierfüßlern, Vögeln und einem Lastboot.

Nach einer Stunde erreichen wir ein rundes Wapischána-haus mit spitzulaufendem Dach auf niedriger Lehmwand. Viel nacktes Volk ist da. Man tanzt gerade den Parischerá oder Parischára, wie die Wapischána sagen, eine halboffene Runde. Im Vierteltakt mit den Knien wippend und mit dem

rechten Fuß aufstampfend, schreiten Männer, Weiber und Kinder unter eintönigem Gesang im Kreis. Das Fest ist im Absterben. Die meisten Männer sind stark angetrunken. Einige alte Herren schnarchen in der halbdunklen Hütte in ihren Hängematten. Man kredenzt uns starkes Manioſ-Kaſchiri, Pa-yuá genannt. Es iſt ſchlecht durchgeſiebt, ſo daß man beſtändig das Gefühl hat, als ſchlucke man einen abhanden gekommenen Zahn mit. Ich miete einen jungen Wapiſchána, namens Manduca, der noch unter Alkohol tockelt, als Träger. Auch Mello hat ſchweren Kaſenjammer. Wie unſere hübschen Trägerinnen draſtiſch ſchildern, hat er die ganze Nacht geſungen, geſungen und getrunken, auch ſich übergeben, wie es bei einer echten Kirmes vorkommt. Bald nach 10 Uhr ziehen wir weiter. Wieder kommen wir an großen runden Felſen vorüber, die friſche Riſſzeichnungen tragen: Hirsch, Pferd, Hund, Schildkröte und andere Tiere, auch recht urſprüngliche Darſtellungen von Menſchen, ganz in der Art der alten Felſzeichnungen. Die Flächen der Körper ſind zum Teil angerauht, ähnlich wie bei manchen Felſmalereien der Buſchmänner Südaſrikas. Die Zeichnungen ſind mit einem ſpißen Stein gemacht, wie mir Pirokai verdeutlicht. Am oberen Parimé beſinde ſich der ſogenannte „Pedra pintada“ (bemalter Stein), ein rieſiger Felſen, der ganz bedeckt ſei mit derartigen Zeichnungen aus alter Zeit.

Ich bin mit meinen wunden Füßen ein wenig zurückgeblieben. Ein niedliches Wapiſchánamädchen von etwa fünf Jahren mit großen klugen Augen iſt meine aufmerkſame Führerin. So erreichen wir bald zwei längliche Hütten mit Viehzaun auf baumloſer Savanne. Nur die Großmama iſt daheim geblieben. Sie liegt krank in der Hängematte und klagt mir auf Wapiſchána ihr Leid. Um 1 Uhr kommen wir nach anſtrengendem Marsch zu zwei runden Makuſchihütten am

Fuß der niedrigen Serra do Banco. Es ist die Heimat unserer Trägerinnen, aber ihre Angehörigen sind beim Fest, und sie gehen weiter mit uns. Der Weg führt steil über den westlichen Ausläufer des Gebirges, der Wasserscheide zwischen Parimé und Surumú. Der lichte Wald, der die Hänge bedeckt, ist stellenweise unterbrochen durch Maniokpflanzungen, die zwischen den hohen Felsen äußerst mühsam angelegt sind. Es ist die einzige Möglichkeit für die umwohnenden Indianer, sich den Lebensunterhalt zu verschaffen, da in der Savanne nichts wächst. Der Pfad ist halbsbrecherisch. Die Felsen treten bisweilen so dicht zusammen, daß sich die Träger kaum durchwinden können. Trotzdem sind unsere Indianermädchen immer voraus. Man sieht es den schlanken, feingliedrigen Gestalten gar nicht an, wie schwere Lasten sie schleppen können. Vom Kamm des Gebirges hat man einen herrlichen Blick über das weite Tal des Surumú auf die nahe Serra do Mel und die hohe Serra Mairari, die es im Norden begrenzt.

Pirokai erzählt mir eine Legende von der Serra do Banco: In alter Zeit habe auf ihrer Höhe ein großer Sitzschemel gestanden, aber Makunaima, der Stammesheros, habe das Sitzbrett weggenommen und auf einen benachbarten niedrigen Höhenzug getragen, wo es noch in Gestalt eines großen flachen Felsens zu sehen sei. Die vier Füße der Bank stünden als vier hohe Felspfeiler, im Quadrat angeordnet, auf der Höhe der Serra do Banco oder Muréi-tepe, die davon ihren Namen hat, denn muréi bezeichnet im Makuschí den niedrigen, aus einem Stück gearbeiteten, hölzernen Sitzschemel.

Wir klettern hinab ins Tal zu einer Makuschiniederlassung, deren runde Hütten malerisch verstreut in der Savanne liegen. Abseits erblickt man ein Gehege mit Vieh. Es ist der Sitz des Häuptlings Manuel, eines jüngeren Bruders des Oberhäuptlings Idefonso. Nur zwei Familien sind zur Zeit

hier. Manuel weilt im großen Dorf an der Serra do Mel. Sein Schwager Hermino, ein schöner, schlanker, hochgebauter Mann, wie die meisten Makuschi dieser Gegend, empfängt uns feierlich. Von Ildefonso erzählt er uns böse Geschichten. Wie viele Angehörige seiner Rasse, ist dieser durch den langen Verkehr mit den Weißen gänzlich verkommen und läßt sich von ihnen zu allen möglichen Schurkereien mißbrauchen. Fast alle seine Leute hätten ihn verlassen. Jetzt habe er sich an Bento Brasil verkauft und suche ihm Arbeiter für die ungesunden Kautschukwälder am unteren Rio Branco zu verschaffen. Da niemand gutwillig mit ihm gehe, drohe er den Indianern, Bento käme mit Soldaten und würde Leute mit Gewalt fortführen. Ildefonso erhalte für den Kopf 10 Milreis — moderner Sklavenhandel!

Ein junger Indianer geht in der Nacht bei Mondschein ab, um Manuel hierher zu holen. Wir schlafen unter einem der offenen Schuppen. Unzählige große Moskiten und besonders die winzigen Maruins, die sogar durch die engen Maschen des Moskitonezes schlüpfen, stören die Nachtruhe. Unsere jungen Leute haben sich in das dumpfe Wohnhaus zurückgezogen, wo sie den Angriffen der kleinen Blutsauger nicht so ausgesetzt sind. Trotz des anstrengenden Marsches sind sie noch wohllauf und schwätzen und lachen bis spät in die Nacht hinein.

Frühzeitig am andern Morgen kommt Häuptling Manuel, der mit seinem indianischen Namen Pitá heißt, ein prächtiger Typus von hoher, schlanker, gebietender Gestalt, einem nordamerikanischen Indianer ähnelnd, kurz und fertig in Rede und Antwort. Er bringt einen langen Zug nackter Leute mit, meistens Taulipang aus den Gebirgen im Norden. Die einzige Bekleidung der Männer ist ein langer, handbreiter Streifen blauen, seltener roten Kattuns, der vorn und hinten

unter die Hüftschnur gesteckt wird und hinten nur wenig, vorn aber lang herabhängt, so daß das Ende von eiflen jungen Männern um den Hals geschlungen oder auch malerisch über die Schulter geworfen wird. In den durchbohrten Ohrläppchen tragen sie fingerlange Rohrstäbchen, von denen halbmondförmige Silberplättchen an kurzer Perlschnur herabbaumeln. Die meisten haben durch die durchbohrte Unterlippe ein feines Rohrstäbchen oder eine europäische Nadel mit der Spitze nach außen gesteckt. Auch die Nasenscheidewand ist bei einigen durchbohrt und mit einem Stückchen Rohr verziert. Fast alle sind zur Feier des Besuches im Gesicht rot und schwarz bemalt, auch die Weiber neben der üblichen Stammestatuierung, Punkten, Strichen und angelhakenförmigen Mustern in der Gegend des Mundes. Viele der jungen Männer haben weibisch volle Formen und unterscheiden sich dadurch von den häufig hageren Makuschi und besonders von den Wapischána mit ihren feineren, fast europäischen Zügen.

4. Bei Häuptling Pitá in Koimélemong.

U nter lautem Jubelgeschrei setzen wir uns um 10 Uhr in Bewegung. Die Savanne ist vereinzelt mit Krüppelvegetation bestanden und mit großen Felsgruppen bestreut. Nach rechts schlängelt sich in morastigem Bett ein Bach, den wir mehrmals bis zur Brust durchwaten müssen, das erste Wasser zum Surumú. Aus dem sumpfigen Tal steigen wir allmählich an. Der Pfad ist mit scharfem Geröll bedeckt; eine Qual für die wunden Füße. Die Indianer legen, wenn sie an eine solche Stelle kommen, Sandalen an, die sie aus den unteren breiten Blattstiellenden der Mauritiapalme, seltener aus Hirsch- oder Tapirleder verfertigen. Nach zwei Stunden erreichen wir das östliche Ende der Serra do Mel, die von Südosten nach Nordwesten verläuft. Wir verlassen nun die nördliche Richtung und wenden uns nach Westen, das Gebirge zur Linken, hinab ins Tal, wo auf weitem, freiem Platz die braunen Hütten des Dorfes Koimélemong zu uns herüber grüßen. Wir ordnen uns in einem langen Zug, voran der Häuptling, dann die vielen Träger und Trägerinnen, endlich der Pater und ich. Die Indianer stoßen laute Tschzer aus. Pitá bläst gellend auf meiner Signallhupe, die er sich zu diesem Zweck von mir erbeten hat. So kommen wir im Geschwindschritt im Dorfe an, wo uns ein großartiger Empfang bereitet wird. Am Eingang des Dorfes erwartet uns ein halbes Duzend „Ehrenjungfrauen“, hübsche braune Mädchen in ihrer ebenso einfachen wie geschmackvollen Tracht, in schönen alten Mustern gewebten Perlenchürzchen, von deren unteren

Essen Baumwollschnüre herabhängen. Die frei herabwallenden, tiefschwarzen, glänzenden Haare sind mit einem Band umwunden, in dem rundum gelbe Blumen stecken. Brust, Arme und Beine sind über und über mit Schnüren aus blauen und weißen Perlen und braunen Samen behängt. Dann kommen wir an einer unendlichen Reihe von Männern, Weibern und Kindern vorüber bis zum Eingang der Hütte, die sich die Missionare hier für ihren zeitweiligen Aufenthalt haben bauen lassen. Jedem, auch dem kleinsten Kinde auf dem Arm der Mutter, reichen wir die Hand. Nur wenige der Leute sind bekleidet. Die meisten zeigen sich in ihrer nackten Schönheit, prächtige, schlanke Gestalten. Fast alle sind bemalt.

Um Pater Adalbert scharen sich einige Kinder und junge Mädchen, die zum Teil schon kurze Zeit in der Mission gewesen sind. Sie beten das Vaterunser in Makuschi und singen einige Weihnachtslieder mit Makuschitext. Es ergreift mich, hier unter den nackten braunen Leuten die alten schönen Melodien von hellen Kinderstimmen zu hören: „Stille Nacht, heilige Nacht!“, „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen“. Meine Gedanken schweifen in weite Ferne.

Darauf stellt mich der Häuptling dem versammelten Volk, wohl 400 Menschen, feierlich vor. Er erzählt ihnen, wer ich sei und woher ich käme, was ich hier wolle, daß ich schon viele Jahre mit Indianern gereist wäre und anderes mehr. Auch für des Leibes Nahrung und Notdurst sorgt er. Ein vorzügliches Mittagessen wird aufgetragen, gekochtes Huhn und Hirschfleisch mit Pfefferbrühe, eingekochter Zuckerrohrsaft mit Maniokmehl als „süße Speise“, endlich Kaschiri. Als Tisch dient eine ausgebreitete Ochsenhaut, um die wir am Boden hocken.

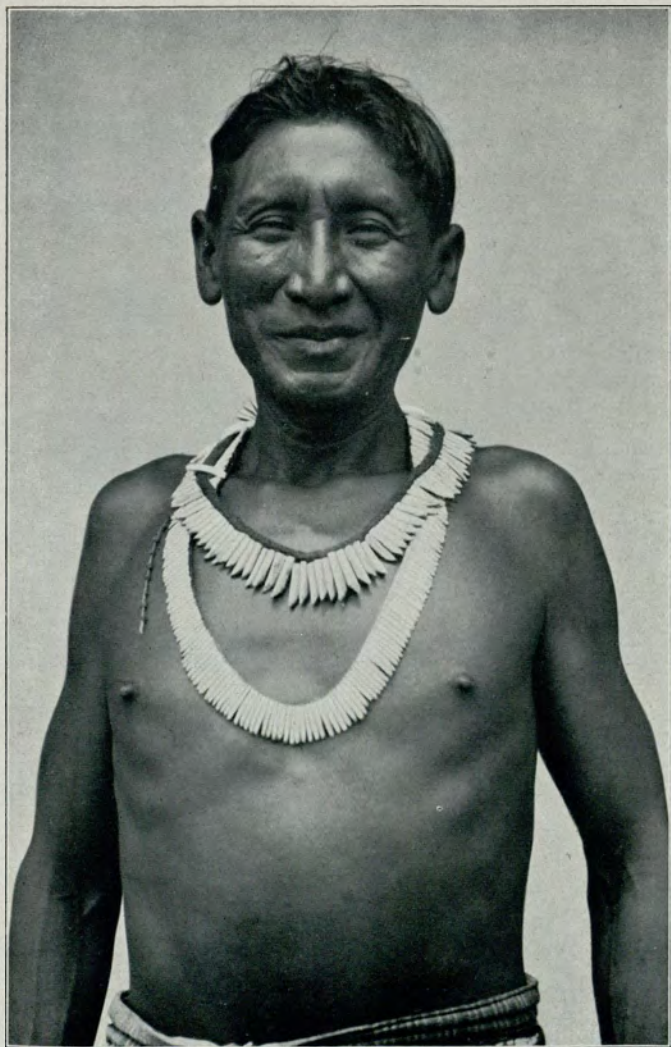
Nach dem Essen zeigt Pitá dem Volk Indianerphotographien von meiner früheren Reise am Uaupés und Dapurá,

die ich mitgebracht habe. Eine köstliche Szene! Am Eingang unserer Hütte sitzt auf niedrigem Schemel der Häuptling, vor ihm liegt die Ochsenhaut. Neben ihm steht sein Schwager. Die Zuschauer bilden einen Halbkreis. Pitá läßt sich von mir jedes Bild erklären: welcher Stamm, ob Häuptling oder Zauberarzt, den Schmuck usw. Er übersetzt dann meine Rede in Makuschi, worauf sein Schwager das Bild hochhebt und herumzeigt und die Erklärung noch einmal laut wiederholt. Darauf werden die Bilder wohlgeordnet auf die Ochsenhaut gelegt oder einzelne noch einmal zum Betrachten herumgereicht. Alles geht in der größten Ordnung und Ruhe zu. Kein Drängeln, kein Stoßen, kein Zank, kein Geschrei. Der Häuptling gibt seine Anordnungen mit lauter Stimme, und die Leute gehorchen aufs Wort.

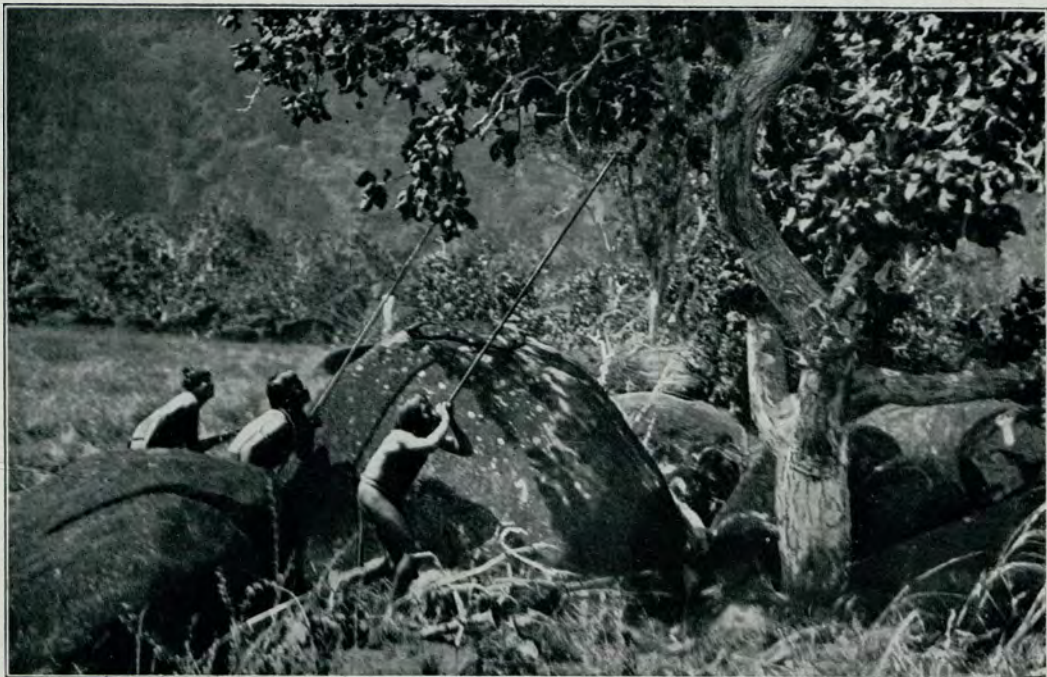
Ich beobachte hier, wie schon auf meinen früheren Reisen, daß der Indianer ein Bild, das er betrachten will, fast nie in der richtigen Lage hält wie wir, sondern es entweder umgekehrt oder von der Seite anschaut.

Mit Sonnenuntergang versammelt der Pater noch einmal seine „Gläubigen“, die der Häuptling mit meiner Signalmusik herbeiruft. Ich habe sie ihm geschenkt. Sein Herz hing gar so sehr daran.

Vom rein menschlichen Standpunkt ist die Mission zweifellos von Nutzen. Sie schützt die armen Indianer vor den Übergriffen der Weißen und verhindert, wenn auch vielleicht nur für eine kurze Spanne Zeit, daß sie zu entarteten, mit Zivilisationskrankheiten behafteten Schnapsbrüdern werden. Betrachtet man aber die Sache vom christlichen Standpunkt, so stecken diese Indianer trotz der heiligen Lieder und Gebete noch tief in ihrem alten Glauben und plappern alles gedankenlos nach. Von dem Geiste der christlichen Lehre haben sie keinen Begriff, aber — wer hat dies bei uns?



Der Häuptling Manuel Pitá. (S. 47.)



Blastrohrschützen auf der Jagd.

Befände man sich hier nicht in einem halbwilden Hinterlande, könnte die Mission mit großen Mitteln arbeiten, Schulen einrichten, dann könnte vielleicht ein Werk geschaffen werden, das Bestand und Wert hätte, aber hier, wo der Weiße glaubt, zu zivilisieren, wenn er dem Indianer einige Lumpen gibt und ihn Schnaps trinken und fluchen lehrt, und ihn dabei in unverantwortlicher Weise für seine eigene Tasche ausbeutet, in dieser Unglückssecke, Amazonas im allgemeinen und Rio Branco im besonderen, wird jede aufrichtige Kulturbestrebung Stückwerk, eine vorübergehende Erscheinung bleiben. Schade um den Aufwand an Mühe und Arbeit!

Unter den dunkelbraunen, von der heißen Savannensonne verbrannten Indianern fiel mir sofort ein fast weißer Indianer auf, hellgelb mit roten Wangen, weit heller als viele Südeuropäer. Ich hielt ihn zuerst für einen Weißen. Es ist ein Majonggong aus dem fernen Westen, dem Gebiet des oberen Drinoko. Er kam eines Tages mit seinem Vater hierher, arbeitete einige Zeit bei einem Weißen, verheiratete sich dann mit einer Makuschi und siedelte sich hier in der Nähe an, während sein Vater in die Heimat zurückkehrte. Viele seiner Stammesbrüder seien ebenso weiß wie er.

Die Majonggong sind die regsten Handelsleute des ganzen Gebietes. Fast jedes Jahr machen sie große Reisen bis nach Britisch-Guayana hinein, um europäische Waren, besonders englische Vorderlader, und Jagdhunde gegen einheimische Erzeugnisse, Maniokreibretter, Blasrohre und Pfeilgift, einzutauschen.

Manduca, wie er gewöhnlich mit seinem brasilianischen Namen genannt wird — sein indianischer Name ist Mayulibe —, spricht einige Worte portugiesisch. Er hat ein rundes Gesicht mit hellbraunen, freundlich blickenden Augen, schöne weiße Zähne, die er gern beim Lachen zeigt, und ein natürlich



feines, etwas stolzes Benehmen. Er tritt sofort in meine Dienste und willigt auch ein, mich später in seine ferne Heimat zu begleiten.

Früh am nächsten Morgen setzt Pater Albalbert mit Mello und zwei Indianern die Reise zur Mission, eineinhalb Tagereisen von hier, fort. Mein Pirokai ist von der Serra do Banco direkt zu seinem Haus gegangen, das am westlichen Ende der Serra do Mel liegt. Er will seine Familie besuchen, von der er lange getrennt war; in wenigen Tagen will er wieder zu mir stoßen. Ich selbst richte mich häuslich ein, denn ich will einige Wochen hier bleiben, an diesem schönen Platz bei meinem aufmerksamen Wirt, der es an nichts fehlen läßt.

Koimélemong in seiner jetzigen Ausdehnung ist eine moderne Gründung. Das Dorf bestand ursprünglich nur aus zwei Makuschihäusern alten Stils, um die sich im Laufe des letzten Jahres ein Duzend Hütten und offener Schuppen gruppiert hat. Diesen großen Zuzug hat einmal die Persönlichkeit des Häuptlings Pitá bewirkt, der durch sein ruhiges, besonnenes und dabei energisches Wesen einen weitgehenden Einfluß unter den hiesigen Indianern hat. Sodann ist es die Nähe der Mission. Die ausgesprochene Neugierde der Indianer, eine gewisse Zuneigung zu den Missionaren, die so ganz anders sind als die übrigen Weißen, mit denen sie gelegentlich zusammenkommen, und das Geheimnisvolle, der Zauber, der die Missionare umgibt, dies alles zieht die Indianer an. In ähnlicher Weise ist auch am Südostabhange des Mairaragebirges ein größeres Dorf von angeblich zehn Hütten entstanden, die sogenannte Maloſka Bonita*. Freilich

* Maloſka ist ein indianisches Wort und bezeichnet in Brasilien gewöhnlich ein großes Gemeindehaus, das mehreren Familien als Wohnung dient, die aber meistens einer Sippe angehören. Hier bezeichnet es ein größeres Dorf.

sind die meisten Hütten von Koimélemong nur vorübergehend bewohnt. Es herrscht ein beständiges Kommen und Gehen, so daß die Bewohnerzahl sehr wechselt. Zu großen Tanzfesten strömen die Indianer hier von weit her zusammen. Besondere Ereignisse, wie meine Anwesenheit mit allen ihren Gehenswürdigkeiten und der Gelegenheit zum Handel, locken die braunen Leute. Großer Reisevorbereitungen bedarf es nicht. Der geringe Hausrat ist im Augenblick in die Kiepen verpackt und ebenso rasch im neuen Heim angeordnet. Die meisten Bewohner von Koimélemong haben außer diesen behelfsmäßigen Hütten ihre Stammhäuser mehrere Tagereisen weit nach Norden und Westen über die gebirgige Savanne verstreut. Dort haben sie auch ihre Pflanzungen. Die Pflanzungen von Koimélemong, die mühsam an den Abhängen der Serra do Mel angelegt sind, liefern nur kärglichen Ertrag. Daher ist hier eine größere Ansammlung von Menschen auf die Dauer unmöglich. Schon aus diesem Grunde ist diese wechselnde Bevölkerung von Zeit zu Zeit gezwungen, ihre eigentlichen Wohnsitze aufzusuchen, um ihre Pflanzungen zu bearbeiten und neue Vorräte zu holen.

Die Hütten des Dorfes sind in zwei Straßen angeordnet. In der Mitte erheben sich die zwei alten Makuschihäuser. Mit der eigentümlichen Form ihrer Kegeldächer wirken sie ungleich schöner und sind auch geräumiger als die neueren, sehr niedrigen, im Grundriß rechteckigen Hütten, die mit ihren Firstdächern und den abgerundeten Ecken eine unglückliche Mischung von indianischem und brasilianischem Stil darstellen. Die Straßen und die weitere Umgebung des Dorfes sind sehr sauber gehalten. Der Häuptling hält streng darauf, daß die jungen Mädchen abwechselnd Gras jäten. Der Boden ist fest wie der einer Tenne. Die Hütte der Missionare, die mir als Wohnung zugewiesen ist, liegt am südöstlichen Eingang des

Dorfes und zeigt die ausdruckslose brasilianische Bauart. Sie hat vorn einen großen leeren Raum und hinten zwei kleine, halbdunkle Abteilungen, in denen man Platten entwickeln kann. An den Wänden hat der fürsorgliche Häuptling einige Gerüste anbringen lassen, auf denen mein Gepäck sicher vor Termiten und anderm Ungeziefer lagert.

Die Lage von Koimélemong ist herrlich. Im Süden bildet der bewaldete Höhenzug der nahen Serra do Mel den Abschluß. Von ihren schroffen Felswänden stürzt Wasser herab, das die reflektierenden Sonnenstrahlen silbern glänzen lassen. Die kleinen Rimsale vereinigen sich zu einem klaren Bach, der das Dorf in einem großen Bogen umfließt, bald unter gewaltigen Felsen hervorsprudelt, bald über feinen Sand dahinjieselt, dem nahen Surumú zu. Deutlich ertönt in der Stille der Nacht das Brausen seiner Stromschnellen. Nach Norden und Nordosten schweift der Blick ungehindert über das weite Tal und die großartige Gebirgslandschaft von Guayana mit ihren unzähligen Höhenzügen und malerischen Kuppen. In blauer Ferne schneidet mit horizontalem Kamm ein langgestreckter Gebirgszug ab. Daró nennen ihn die Indianer. Es ist die Wasserscheide zum Drinoko. Vor uns im Nordosten, nur wenige Stunden entfernt, erhebt sich über 1000 Meter hoch das Mairarigebirge und weit im Osten das fast ebenso hohe Mondgebirge, Kapoi-tepe.

Unbeschreiblich schön sind die Sonnenaufgänge. Ganz allmählich erhellt sich der Nachthimmel über dem Mairarigebirge und läßt seine Umrisse scharf hervortreten. Türkisblau, hellgrün, gelb leuchtet er auf. Einige ferne Wölkchen zeigen sich schon gerötet vom Ruß der Sonne, während andere, nähere noch schwarz im Schatten der Nacht dahinziehen, bis dann plötzlich das gewaltige Gestirn hervorbricht, dessen Strahlen der menschliche Blick nicht erträgt.

Es ist nicht ganz richtig und kann leicht mißverstanden werden, wenn man in geographischen Lehrbüchern liest, in den Tropen gingen Tag und Nacht ganz plötzlich ineinander über. Zwar ist die Dämmerung in den Tropen bei weitem nicht so lang wie bei uns, aber auch in den Tropen gibt es eine ausgeprägte Dämmerung von einer Stunde und mehr, sowohl morgens wie abends, so daß man lange vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang lesen kann.

Die Mehrzahl der Bewohner von Koimélemong gehört den Stämmen der Makuschí und Laulipáng an. Dazu kommen einige Wapischána, meistens Mischlinge zwischen Makuschwätern und Wapischánamüttern, die aber nach hiesiger Sitte zum Stamme der Mutter gerechnet werden.

Der Stamm der Laulipáng hat eine große Ausdehnung. Seine Wohnsitze erstrecken sich vom Surumú nördlich bis zum Koroíma, dem gewaltigen Sandsteingebirge auf der Grenze von Brasilien, Venezuela und Britisch-Guayana, und südwestwärts über den Oberlauf der Flüsse Parimé und Majarí bis zur großen Insel Maracá des Uraricuéra.

Den Stammesnamen Laulipáng habe ich entdeckt. Diese Indianer werden von den Wapischána und danach von den Weißen Jarikúna genannt. Alle früheren Reisenden, wie die Brüder Schomburgk, Appun u. a., nennen sie Urekuná. Jarikúna oder Urekuná (Urlekuná) nannten sie sich anfangs auch mir gegenüber. Erst nach längerem Zusammensein mit ihnen erfuhr ich, daß ihr eigentlicher Stammesname Laulipáng sei, und fand dies auch durch die Texte, die ich von ihrer Sprache aufnahm, bestätigt. Als ich später nach São Marcos zurückkehrte und Neves erzählte, Laulipáng sei der wirkliche Stammesname aller Indianer vom Surumú bis zum Koroíma, lachte er mich aus und sagte: „Ich lebe nun schon zehn Jahre mit diesen ‚Jarikúnas‘, und dieser deutsche Doktor,

der kaum ein paar Monate hier ist, will mich belehren!“ Er rief einen seiner Leute, der aus der Nähe des Koroima stammte, und fragte ihn: „Von welchem Stamm bist du?“ Antwort: „Yarikúna!“ Triumphierendes Lachen. Darauf fragte ich ihn: „Wie nennt ihr euch selbst?“ Antwort: „Taulipáng!“ Nun lachte ich.

Erst westlich und nordwestlich vom Koroima, besonders im Flußgebiet des Rio Caróni, wohnen die eigentlichen Areluná. Beider Sprachen, die zur Karaibengruppe gehören, zeigen unter sich geringe dialektische Unterschiede und sind dem Makuschi nahe verwandt.

Zu den Bewohnern von Koimélemong gehören ferner zahlreiche zahme Tiere, ohne die man sich eine Indianersiedlung in Guayana nicht denken kann, viele magere Hunde, von denen einige des Nachts in meinen Schlafraum eindringen und ihre Flöhe absetzen, Hühner, die ich allmählich aufesse, Papageien verschiedener Arten, ebenso Periquitos, darunter fast ganz gelbe, die nach jedem Regen einen Höllenlärm vollführen, zwei Arten Nachtigallen, verschiedene andere kleine Vögel, eine possierliche Landschildkröte, die Kluge in den indianischen Tiermärchen, die den dummen Jaguar mehrfach überlistet und selbst den schnellen Hirsch im Wettlauf besiegt; schließlich ein Trompetervogel, dieser komische Bauchredner, der beste Freund des Menschen, der zu den flügsten und am leichtesten zu zähmenden aller Vögel gehört.

Ich führe hier ein idyllisches Leben. Frühmorgens, bevor die Sonne sich über den Bergen erhebt, gehe ich mit meinen Jungen zum Bad im nahen Bach, an einem lauschigen und zugleich wildromantischen Platz, wo das kühle Gebirgswasser aus dunkler Felsengrotte hervorschießt und nach lustigem Sprung sich in einem sauberen, sandigen Becken sammelt. Eine Kotte fröhlicher Indianerbengel leistet uns stets Gesell-

schaft, und der Jubel ist groß. Wenige Meter unterhalb baden die Frauen und Mädchen. Ihr Gelächter und übermütiges Kreischen schallt zu uns herüber. Sobald ich in meine Hütte zurückgekehrt bin, bringt mir eine ältere Wapischána, die der Häuptling zu meiner Bedienung und Küche bestellt hat, das erste Frühstück, die „Kartoffelsuppe“, eine violette, dickflüssige Brühe aus verkochten Knollenfrüchten. An besonderen Tagen leiste ich mir auch wohl eine Tasse Schokolade, die ich mir selbst im Aluminiumbecher zubereite. Dann beginnt die Tagesarbeit. Die Indianer werden einzeln und in Gruppen photographiert. Kein Mensch hat Scheu vor dem geheimnisvollen Apparat. Sie drängen sich förmlich zu dieser Leistung, denn als Bezahlung gibt es Tabak und Angelhaken für die Männer, Perlen und bunte Bänder für die Frauen und Kinder. An allen meinen Arbeiten nimmt der intelligente Pitá großes Interesse. Er beobachtet unter dem schwarzen Einstell Tuch auf der Mattscheibe die Bewegungen der Menschen und Tiere und will sich ausschütten vor Lachen, wenn die Weiber, den Kopf nach unten, dahergelaufen kommen.

Einen besseren Vermittler hätte ich mir nicht wünschen können. Ich habe ihm gesagt, was ja schließlich keine Lüge ist, ich sei vom „Governo“ (der Regierung) beauftragt, alle Stämme zu besuchen und zu sehen, ob die Häuptlinge gut seien oder nichts taugten. Der Governador, der „oberste Häuptling“ in Manáos, wolle alles wissen, wie die Leute lebten, was sie trieben usw. Zu diesem Zweck müßte ich auch alle Sachen kaufen. Nun tut er alles, was ich will; er schleppt mir alles heran, bestellt, dies und das zu bringen, schickt die Leute zum Photographieren, zu phonographischen Aufnahmen, und sie gehorchen ihm auf jeden Wink.

Er bestellt, daß sich die Einwohnerschaft festlich bemalt, da ich geäußert habe, ich wollte ein paar photographische Auf-

nahmen machen. Sein ganzes Volk läßt er dazu antreten. Einige Mädchen haben europäische Kattunröcke angezogen. Ich gebe ihnen zu verstehen, daß ich dies gar nicht schön finde. Sofort lassen sie die Röcke fallen und stehen da in ihren hübschen PerlenSchürzchen, die sie unter der „Zivilisation“ trugen.

Die Bemalung besteht in geometrischen Mustern und Figuren von Menschen und Tieren, die über den ganzen Körper verteilt sind, und die jungen Leute beiderlei Geschlechts sind bestrebt, immer wieder neue Zusammenstellungen zu finden. Besonders eigenartig wirkt es, wenn die Muster auf beiden Seiten des Gesichtes verschieden verlaufen. Ein kleines Saulipángmädchen trägt auf Leib und Armen eine ganze Menge derselben einfachen menschlichen Gestalten aufgemalt, die wir so zahlreich unter den alten Felszeichnungen finden. Auch Bilder von Skorpionen sind darunter. Zur Bemalung benutzt man Pflanzenfarben, für den Körper gewöhnlich den blauschwarzen, lange in der Haut haftenden Saft der Genipápo-frucht, für das Gesicht die rote, stark ölige Farbe aus den Samen des Drleanstrauches. Es bereitet den eiteln Leuten eine gewisse Genugtuung, wenn ich ihre Bemalungen in meine Übersichten eintrage, und sie halten mir geduldig stand.

Ich lasse einige Männer Tier- und Menschenfiguren mit dem Bleistift in das Skizzenbuch zeichnen. Ihre Kunstleistungen erheben sich nur wenig über die unserer Kinder unter zehn Jahren.

Ernste Stunden sind den Sprachaufnahmen gewidmet. Ich sitze dann mit Pirokai und meinem Wapischána zusammen, und wir arbeiten, bis uns der Kopf raucht. Bistweilen hilft uns die Köchin, die in dieser Beziehung weit anstelliger ist als meine beiden Jungen.

Im Gegensatz zu den andern Sprachen der großen Aruaqgruppe ist das Wapischána sehr hart und dabei schwer

festzuhalten, da viele Laute, ja ganze Silben sehr undeutlich ausgesprochen oder halb verschluckt werden.

Pitá ist zu diesen Sprachaufnahmen gar nicht zu gebrauchen. Es ist eine eigentümliche Erfahrung, die ich auf meinen Reisen stets gemacht habe, daß die Häupflinge, mögen sie auch noch so geweckt sein, bei dieser geistig sehr anstrengenden, ungewohnten Arbeit keine Ausdauer zeigen.

Der Handel geht nach wenigen Tagen flott. Besonders des Vormittags herrscht ein reges Leben in meiner Hütte, ein beständiges Kommen und Gehen von nackten Leuten, die irgend etwas verkaufen wollen. Da bringt mir eine Frau einen großen Maniokfladen, frisch und warm vom Backofen, eine andere zwei Bündel Bananen oder einige Kürbisförmige Papayafrüchte mit grünlicher Schale und dunkelgelbem, süßlich-sad schmeckendem, aber sehr gesundem Fleisch. Ein Mann bietet mir einen Kürbis zum Kauf an oder einen Korb Bataten. Auch völkertundliche Stücke erscheinen: schöne alte Federkronen, eine fein geschnitzte und mit Figuren besetzte Kriegskeule, große, mit hübschen Mustern bemalte Kürbisflaschen, ein in bunten Mustern gewebter Perlengürtel eines Knaben, große Knäuel Baumwollfaden, Flöten aus Hirsch- und Vogelknochen, Kinderbogen und -pfeile, breite gewebte Baumwollbinden, in denen die Frauen die kleinen Kinder tragen, und vieles andere. Ein junges, bildschönes Taulipängehepaar kommt vom nahen Surumú. Sie bringen mir ein paar Hühner. Der Mann trägt eine Flöte aus Jaguarknochen an der Hüftschmür, die ich ihm sofort für eine Torpedopfeife abhandle. Kleine runde Spiegel, Glasperlen, Angelhaken, Streichhölzer, Messingglöckchen und -schellen, Kinderspielzeug und anderer Tand, für wertvolle Sachen Messer und Scheren, das ist mein Geld, — und die Leute sind zufrieden. Ich weise fast nichts zurück, was mir gebracht wird.

Um die Vermehrung meiner wissenschaftlichen Sammlung ist Pitá sehr besorgt. Eines Tages machen wir auf seinen Vorschlag Handel im Großen. Der Häuptling, auf einer Kindertrompete blasend, an der Spitze; darauf ich im Schlafanzug, den ich hier der Bequemlichkeit halber trage; hinter mir ein langer Zug halbwüchsiger Knaben, die allen möglichen Unfug treiben. So geht es in die einzelnen Hütten, die bis zum letzten Winkel durchsucht werden. Ich bezeichne die Gegenstände, die ich kaufen will, und der Häuptling übersetzt meine Wünsche mit seiner lauten Stimme. In derselben Ordnung marschieren wir in meine Hütte zurück, wo auf einen Wink des Häuptlings die Besitzer mit ihren Sachen der Reihe nach antreten und von mir ausgezahlt werden. Alles wickelt sich glatt ab, ohne Geschrei, und ich erhalte eine hübsche Sammlung. Freilich sind die Gegenstände bei weitem nicht so mannigfaltig, so schön gearbeitet und reich verziert, wie am oberen Rio Negro und besonders am Uaupés. Ganz minderwertig ist das Tongeschirr, das von den Frauen hergestellt wird. Die plumpen Töpfe und Schalen sind ohne alle Verzierung und schlecht gebrannt, nicht im entferntesten zu vergleichen mit den herrlichen Erzeugnissen der Töpferkunst, die ich auf meiner vorigen Reise am oberen Rio Negro sammelte. Die Flechterei dagegen, die ein Vorrecht der Männer ist, steht auch bei diesen Stämmen in hoher Blüte und liefert die mannigfachsten Erzeugnisse; aus Palmlättern geflochtene Matten, Feuerfächer, zylindrische Körbchen verschiedener Form und Größe, Korbwannen zum Aufbewahren von Maniokfladen, Preßschläuche für Maniokmasse, viereckige Körbchen mit übergreifendem Deckel zum Verwahren von Tabak, Perlen und anderem Kleinkram u. a. In die Korbwannen verstehen die Männer mittels schwarzgebeizter Flechtstreifen geschmackvolle Muster einzuflechten, Mäander, Haken, Kreuze und

Vierecke. Leider scheint auch diese Kunst zu schwinden. Bei einigen Körben sind die Muster nachträglich mit schwarzer Farbe aufgemalt.

Auch meine Bücherei erhält hier eine Bereicherung. Ein Makuschi bringt mir ein ziemlich gut erhaltenes, gedrucktes Buch mit hübschen Abbildungen. Es stammt von englischen Missionaren, die früher im Norden wirkten, und enthält die Genesis, die Evangelien Matthäus, Lukas und Johannes in der Sprache der Akawoio, eines den Taulipang verwandten Stammes in Britisch-Guayana. Ich gebe dem nackten Mann, der doch nicht lesen kann, eine Schachtel Zündhütchen und andere Kleinigkeiten für das Buch.

Pitá hält peinlich auf Sauberkeit. Anfangs wurde mir diese sonst lobenswerte Eigenschaft recht lästig, da die jungen Mädchen alle paar Tage, ohne zu sprengen, unter großen Wolken Staub meine Hütte kehrten. Ich mäßigte ihren Eifer und zeigte ihnen, wie auch bei dieser Arbeit die Anwendung von Wasser eine Wohlthat sein kann.

Die Hauptmahlzeiten, um Mittag und gegen Sonnenuntergang, nehme ich gemeinsam mit dem Häuptling ein. Wir hocken auf niedrigen Schemeln um eine alte Kiste und bedienen uns der Gabel, die uns die Natur gegeben hat. Fisch oder Huhn, scharf gepfeffert, mit Maniokfladen und Bataten oder süßem Kürbis, ein Becher frisch ausgepressten Zuckerrohrsaftes, Bananen, bisweilen eine Melone, das ist unser tägliches Mahl. Nach dem Essen bringt meine saubere Köchin stets frisches Wasser zum Händewaschen und Mundspülen.

Der Surumú ist reich an Trahira, Tucunaré und andern schmackhaften Fischen. Wenn unsere Vorräte aufgezehrt sind, holt auch wohl der Häuptling in eigener Person aus einer benachbarten Niederlassung Hühner, die dann mit zusammengebundenen Füßen, kläglich gackernd, auf seinem Rücken bau-

meln. Von Zeit zu Zeit kommt durch Wildbret Abwechslung in unsere Speisenfolge. Ein Jäger bringt ein kleines Gürteltier, das er in der Savanne erlegt hat, oder eine fette Landschildkröte. Der Makuschí Peré, ein eifriger Nimrod, geht mit meinem Drilling ins Gebirge und kommt nach einigen Tagen zurück mit einer Kiepe voll geröstetem Hirschfleisch.

Meine Jagdgewehre sind das Entzücken aller Männer. Jedem Besucher muß ich sie zeigen. Immer wieder muß ich sie mit einem Griff auseinandernehmen und die einzelnen Teile erklären. Allgemeines Erstaunen erregen auch die großen schweren Patronen, mit denen man das Gewehr im Nu laden kann. Die meisten scheuen nur den gewaltigen Knall und den Rückstoß, den ihre leichten, einläufigen Vorderlader englischer Herstellung nicht haben.

Das Kaschiri geht bei mir nie aus. Ich habe immer einige große Kürbisflaschen voll davon in meiner Hütte. Geht mein Vorrat auf die Neige, so brauche ich nur den Häuptling darauf aufmerksam zu machen. Ein Wink von ihm, und mein Weinkeller ist von neuem gefüllt. Am besten mundet mir ein Kaschiri aus violetten Bataten, das wie roter Altmannshäuser schäumt und säuerlich-süß, erfrischend schmeckt, mit einer leichten Annäherung an gegorenen Himbeersaft. Zwar wird der Stoff vorher gekaut, aber nie von alten Weibern, sondern stets von jungen Mädchen, die sich meist durch schöne, weiße Zähne auszeichnen, so daß die Sache ganz appetitlich ist. Auch ein weißliches Kaschiri aus Mais ist sehr wohlschmeckend.

Sobald das Frühstück erscheint, verlassen alle Besucher die Hütte und gloßen einem nicht in den Mund, wie es drüben unsere Bauern und nicht nur diese mit Vorliebe tun. Danach tiefe Stille — man gönnt mir die Ruhe.

Bald nach Mittag kommen Männer und Frauen von der Pflanzung zurück, in deren Bestellung sie sich teilen. Der

Mann rodet und pflanzt; die Frau jätet und erntet. Man hört aus den verschiedenen Hütten die klangschönen Gesänge, mit denen die Makuschi- und Wapischanafrauen das taktmäßige Reiben der Maniokwurzeln begleiten. Allmählich wird es wieder lebhaft in meiner Hütte. Kinderchen und Großmütter kommen und sitzen stillvergnügt umher. Auch einige Männer stellen sich ein und nehmen, freundlich lachend, die gewohnte Zigarette in Empfang. Der kleine Häuptling der Taulipáng, mein besonderer Freund, stellt mir wieder ein paar seiner Landsleute vor, die soeben aus den Gebirgen im Norden gekommen sind, um den weißen Fremdling anzustauen. Es sind durchweg kraftvolle Gestalten. Jeder einzelne könnte einem Bildhauer als Modell dienen. Einer trägt als Lippen schmuck eine glockenförmig geschliffene Muschelschale mit einem langen Gehänge aus Glasperlen und Baumwollschnüren. Bei einigen Knaben ist die Hüftschnur aus Menschenhaaren geflochten, während sie sonst bei den Männern aus mehr oder weniger dicken Bündeln Baumwollschnüre, bei den Knaben gewöhnlich nur aus einer Baumwollschnur besteht.

Besonders in den ersten Tagen kommt viel neugieriger Besuch von auswärts, oft weit her, Trupps von fünfzig und mehr Personen, festlich geschmückt, in langer Kette, geführt von ihrem Häuptling oder Ältesten. Die Kunde von der Anwesenheit des merkwürdigen Weißen hat sich rasch verbreitet. Es herrscht Eintracht und Ehrlichkeit unter diesen Taulipáng, die selten mit Weißen in Berührung kommen. Bei aller Freundlichkeit, bei aller Neugierde benehmen sie sich höflich und zurückhaltend und betteln nicht. Beim Empfang führt Pitá jedesmal mit den älteren Männern zunächst ein langes formelhaftes Wechselgespräch. Es ist für den Zuhörer, der den Inhalt nicht versteht, eine langweilige Unterhaltung. Die Worte folgen eintönig, gleichgültig aufeinander. Nie fällt

einer dem andern ins Wort. Nie schreien beide durcheinander. Der eine erzählt zuerst seine lange Geschichte zu Ende. Der andere streut nur höfliche Ausrufe ein, „éhē — — énau — — hēnā — —“, bis er selbst zu Worte kommt. Dann wird die Unterhaltung lebhafter, ausdrucksvoller, gebärdenreicher. Pitá erzählt von mir, meiner Reise, meinen Eigentümlichkeiten. Er macht sich harmlos über mich lustig, denn alle schauen nach mir hin und lachen unterdrückt.

Die Indianer haben einen ausgesprochenen Sinn für Humor und Spott. Nicht nur der Weiße, der längere Zeit unter ihnen weilt, erhält schon in den ersten Tagen einen Spottnamen, auch jeder Indianer hat einen Spitznamen nach hervorstechenden körperlichen Eigentümlichkeiten oder auffallenden Gewohnheiten. Diese Spitznamen hört man viel häufiger als den eigentlichen Namen, der jedem Kinde vom Vater oder Großvater wenige Tage nach der Geburt gegeben wird, der höchst selten angewandt und dem Europäer nur mit großem Widerstreben genannt wird. So heißt einer wegen seiner kleinen Gestalt und seines raschen Wesens nach einem kleinen flinken Nagetier Ukúli (Goldhase). Ein anderer wird „Ungezogen“ genannt, weil er als kleines Kind soviel weinte, besonders des Nachts. Ein älterer Mann führt den merkwürdigen Namen „Ohne Namen“. Eine Frau heißt „Die Mädchen“.

Jedem neuen Besucher muß ich alle meine Herrlichkeiten vorführen. Pitá betrachtet stundenlang mit einigen älteren Laulipáng die Indianerphotographien vom Maupés und macht seine anzüglichen Wischen darüber, besonders über die Bilder der Frauen. Ältere Herren sind demnach bei den Indianern nicht anders als bei uns.

Gegen 5 Uhr gehe ich zum Abendbad. Alles sitzt im Schatten vor den Häusern, schwätzt, ist fleißig oder spielt

mit den zahlreichen zahmen Tieren. Großmutter schnippt Baumwolle mit Daumen und Zeigefinger; die Weiber lassen die Spindel schnurren. Jäger und Fischer schreiten, von den mageren Hunden gefolgt, stolz mit ihrer Beute über den Dorfplatz. Wenn ich vom Bad zurückkomme, winken mir meine Freunde, die Saulipáng, schon von ferne und rufen mich zum Vesperbrot. Ihre lange, niedrige Hütte steht am nördlichen Ausgang des Dorfes, am Wege nach ihrer Heimat. Dicht daneben erhebt sich ein großer runder Felsen, auf dem sich tagsüber immer eine Schar Kinder heruntreibt, auf dem auch junge Männer hocken, Pfeile schnitzen oder sonstige Arbeiten machen. Dort bin ich stets ein gerngesehener Gast. Ihr Pfefferkopf ist besonders wohlschmeckend zubereitet und mit scharfen Zutaten gewürzt. Die Frauen backen für mich dünne, knusprige Maniokfladen aus feinstem Stärkemehl. Nie fehlt Kaschiri, dunkles starkes Payuá oder rotes, leichteres Parákali. Sie kennen neun Arten dieses Labetrunkes. Mit ihrem kleinen Häuptling, der soviel von meinem Tabak raucht, habe ich den Namen getauscht, wie es hierzulande unter sehr guten Freunden Sitte ist. Er heißt jetzt Theodoro, ich werde Qualk genannt. Wo ich hinkomme, rufen mich die Leute mit meinem neuen Namen und haben ihre kindliche Freude daran. Er wird nicht müde, mir alle möglichen Redensarten und Sätze auf Saulipáng vorzusprechen oder, besser gesagt, ins Ohr zu brüllen, und er ruht nicht eher, als bis ich sie richtig nachspreche. Große Genugthuung bereitet es allen, wenn ich den Lehrstoff in mein Merkbuch schreibe und bei passender Gelegenheit richtig anwende. Bisweilen sagt er mir Anzüglichkeiten, und wenn ich diese dann getreulich nachspreche, gibt es ein schallendes Gelächter bei Jung und Alt, bei Herren und Damen.

Vor wenigen Jahren wüteten hier die Pocken und wurden weit ins Innere verschleppt. Mehrere Leute tragen die Spu-

ren dieser furchtbaren Krankheit an sich. Theodoro ist ganz mit Narben bedeckt. Einige, auch Kinder, sind auf einem Auge erblindet. „Ein Wurm hat das Auge durchbohrt“, sagt Pirokai.

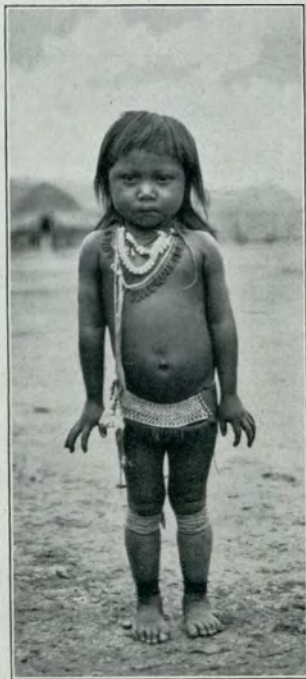
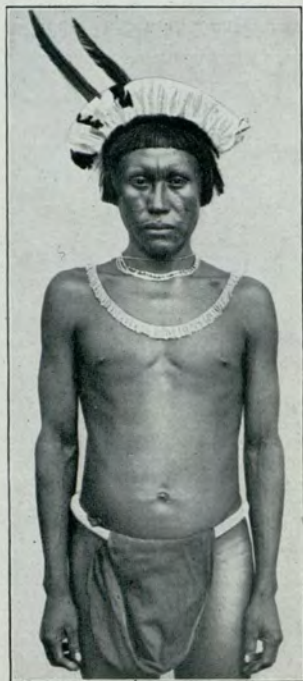
Meine besten Freunde sind die Kinder. An manchen Tagen habe ich dreißig Stück der kleinen braunen Gesellschaft in meiner Hütte. Sie schauen gespannt zu, was ich treibe, und machen leise flüsternd ihre Bemerkungen dazu. Sie stören mich nicht. Sie warten, bis ich mich zu ihnen wende. Ich gebe ihnen eine Torpedopfeife. Ich halte ihnen die Tickack-Taschenuhr ans Ohr, und sie wollen auch das Tierchen sehen, das drinnen spricht. Ich lasse sie durch die Lupe schauen und hole dann mit diesem Zauberinstrument die brennende Sonne herunter. Ich zeige ihnen ein großes Tierbilderbuch und erkläre den künftigen Jägern die Tiere aus einer andern Welt, den haushohen Elefanten, das Kamel mit dem merkwürdigen Buckel und die Giraffe mit dem langen Hals, die das Laub von den hohen Bäumen zupfen kann. Ich setze mich wieder zum Schreiben nieder und beobachte verstohlen, wie ein älterer Knabe den Kleinen die Bilder genau in derselben Weise erklärt. Er hat gut aufgepaßt. Eine Gruppe hat sich abgesondert und spielt eifrig mit einem großen Brummkreisel.

Die Sonne sinkt. Ich erhebe mich und schlage das Badetuch über den Arm. Die Sitzung ist beendet. Sie kommen auf mich zugetrippelt und reichen mir zum Abschied die Händchen: „Ataponténg moyi!“ sagen die Knaben, die angehenden Männer. „Ataponténg pipi!“ sagen die Mädchen. „Ich will schlafen gehen, mein Bruder!“

Wenn sie die erste Scheu vor dem Fremden überwunden haben, sind diese Kinder das zutraulichste und lustigste Völkchen, das man sich nur denken kann. Auf jeden meiner Späße gehen sie mit Jubel ein, aber sie arten nie aus. Sie sind ge-



Taulipang-Knaben im Tanzschmuck.



Diese gutgewachsenen Indianer könnten einem Maler als Modell dienen . . . Meine besten Freunde sind die Kinder. (S. 64.)

fällig und höflich gegen mich und von der größten Eintracht unter sich. Gebe ich einem von ihnen ein Stück Schokolade, sofort teilt er es mit den übrigen. Nie habe ich gesehen, daß sich zwei zankten oder gar prügelten. Freilich gehen ihnen die Eltern darin mit gutem Beispiel voran und sind in dieser Beziehung auch die besten Lehrmeister für einen Europäer. Außerst selten wird das Indianerkind von den Eltern mit harten Worten angefahren oder gar gezüchtigt, und doch sind diese nackten, braunen Kinder auch nach unsern Begriffen wohlherzogen — solange sie mit unserer sogenannten „Zivilisation“ sehr wenig oder gar keine Berührung haben. Geraten sie unter den ständigen Einfluß oder gar in die Dienstbarkeit der Weißen, welcher Gattung diese auch angehören, dann werden diese harmlos fröhlichen und dabei taktvollen Kinder finster und verschlossen oder zudringlich und frech. Der natürliche Schmelz ist dahin.

Die Kinder und ich sind Freunde. Sie zeigen mir stolz ihre einfachen Spielsachen, die sie sich selbst verfertigen oder von ihren Eltern und älteren Geschwistern erhalten. Sie zeigen mir auch ihre zahlreichen „Fadenspiele“; durch kunstvolles Zueinanderschlingen eines, selten zweier unendlicher Fäden bringen sie verschiedene Figuren hervor, denen sie die merkwürdigsten Namen geben. Freilich gehört schon indianische Phantasie dazu, um Ähnlichkeiten mit Tieren, Pflanzen, menschlichen Körperteilen usw. herauszufinden. Ich schlage mit ihnen den leichten Ball, der aus den Deckblättern des Maiskolbens verfertigt ist. Oft sehe ich den Knaben zu, wenn sie mit Bogen und Pfeil oder mit dem kleinen Blasrohr auf die Scheibe schießen oder nach einem fliehenden Ziel, nach den Schwälbchen, die über den Dorfplatz hin und her streichen. Ich betheilige mich auch wohl selbst an dem Wettschießen, und sie lachen mich vergnügt aus, wenn sie es besser können. Ich lasse die

Knaben um die Wette laufen: immer sind sie mit Leidenschaft bei der Sache. Ein bildhübscher Taulipáng mit langem, flatterndem Haar und großen, wilden Augen, der Sieger, erhält den ersten Preis, ein wunderschönes rotes Kopftuch. Als Trostpreise verteile ich „Baaderbrezeln“, die mir meine kleine Tochter für die „guten Indianer“ mitgegeben hat. Auch der Häuptling ist gern davon. In den kühlen Abendstunden oder in schönen Vollmondnächten führen mir die Kinder stundenlang Gesellschaftsspiele vor. Sie sind mannigfacher Art und recht unterhaltend. In erster Linie sind es Tierspiele. Eins der beliebtesten ist das Spiel des Jaguars, *Kaikuschi*. Knaben und Mädchen bilden eine lange Kette hintereinander, indem eins das andere mit beiden Armen um den Leib faßt. Ein größerer Knabe stellt den Jaguar dar. Auf seinen zwei Händen und einem Bein, das andere Bein als Schweif hochgestreckt, hüpfert er knurrend vor der Kette herum. Die Kinder schwenken die Kette hin und her und singen im Rhythmus: „*Kai-ku-schi mā-gele tā-pē-wai!*“ („Ich sagte es schon, daß dies ein Jaguar sei!“) Plötzlich springt der Knabe, der den Jaguar darstellt, auf und sucht das letzte Kind zu haschen, indem er bald rechts, bald links an der Kette entlang läuft. Die andern suchen ihn durch Abwehren und rasches Hin- und-Herschwenken daran zu hindern, wobei bisweilen die Kleinsten, die den Schluß der Kette bilden, zum allgemeinen Jubel zu Boden purzeln. Gelingt es ihm nicht, so muß er auf seinen Platz zurückkehren und die Sache nochmals versuchen. Gelingt es ihm, so schleppt er den Gefangenen im Triumph als Beute weg. In dieser Weise geht es fort, bis auch das letzte Kind gefangen ist. Die Teilnehmer an der Kette stellen verschiedene Tiere dar, Jagdtiere des Jaguars, wie Hirsch, Wildschwein, Goldhase, Wasserchwein u. a.

In weitem Umkreis um die Spielenden sitzen in male-

rischen Gruppen stolze Mütter und erwachsene Mädchen und regen durch Zurufe die Kleinen immer wieder zu neuen Spielen an. Sie lieben den Weißen, der von weit her in ihr Land kam, der so ganz anders ist als die mischblütigen Brasilianer, die von Zeit zu Zeit ihr Dorf besuchen und die jungen Burschen mit sich führen in ihre Dienste, so daß sie erst nach Jahren zurückkehren und nichts mehr wissen wollen von den alten Sitten. Sie lieben den Weißen, weil er sich nicht mehr dünkt als sie, weil er mit ihnen lebt wie einer der Ihrigen, mit ihnen jagt, mit ihnen trinkt, mit ihnen tanzt.

Selbst für Unterhaltungslektüre ist in Koimélemong gesorgt. Freilich beschränkt sie sich auf einige lose Blätter „Deutsche Landwirtschaftliche Presse“, XXXII. Jahrgang, Hinterlassenschaft des Botanikers Ernst Ule, der hier einige Zeit weilte, des „doctore aeketóng“ (des alten Doktors), wie ihn die Indianer nennen. Ich lese zum soundsovielten Male eine glühende Schilderung von A. Epplen „Am Hohentwiel“, von dem „Phonolithblock, der zwischen Schwarzwald und Bodensee den Hegau beherrscht“, von den „Silberfirnen des Säntis“. Ich bin jetzt genau unterrichtet über die „Viehzucht der Gutswirtschaft Maggi“. Ich weiß jetzt, daß sich „Morenga friedlich stellt“ und einen sehr liebenswürdigen Brief an General von Trotha geschrieben hat, daß „die zum Angriff gegen Hendrik Witbooi versammelten Truppen am 25. August einen Vormarsch angetreten haben“, und so vieles andere. Nur eins macht mir Kummer: Ich weiß nicht, ob Margarita ihren Pietro nach allen Anstrengungen doch bekommen hat, und werde es auch wohl nie erfahren. — Ich betrachte die mir so wohlbekannten Bilder vom Hohentwiel und fühle mich um zwanzig Jahre zurückversetzt, in die Zeit, da ich als lebenslustiger und lebensdurstiger junger Student, begeistert für alles Schöne in der Natur, hinauszog vom alten Tübingen

nach den Stätten von Scheffels Ekkehard und stundenlang träumend auf dem Gipfel des gewaltigen Felsblocks lag zwischen Trümmern einstiger Macht und Herrlichkeit. — Lang ist's her! Die unbestimmten Träume des Jünglings sind zur Wirklichkeit geworden. Wenn ich damals in Tübingen anstatt, wie ich es hätte tun sollen, klassische Philologie zu treiben, die Indianersprachen, die einst Martius sammelte, fein säuberlich, nach Sprachgruppen geordnet, in einzelne Hefte schrieb, so sitze ich jetzt selbst hier mitten unter den Indianern und quäle mich Tag für Tag mit den verzwickten Lauten des Makuschi und Wapischána ab.

Der Majonggóng hat sich mir sehr angeschlossen. Er wohnt mit seiner niedlichen jungen Frau Hermina eine Stunde von hier am Ufer des Surumú im Hause seiner sehr häßlichen, aber guten Schwiegermutter, einer Sapará, einer der wenigen Überlebenden dieses Stammes. Von Zeit zu Zeit kommt Manduca für einige Tage ins Dorf. Er schläft dann mit meinen Jungen im hinteren Raum unserer Hütte, wenn er nicht gerade einen Kranken verarztet, was fast jede Nacht der Fall ist, denn er steht in dem Rufe eines sehr kräftigen Zauberarztes. Der Majonggóng sei stärker als alle hiesigen Zauberärzte, sagt Pirokai. Manduca selbst bildet sich nicht wenig auf seine ärztliche Kunst ein. Auch sein Vater und andere Glieder seiner Familie seien Zauberärzte. Er ist ein sehr schlauer Kerl und läßt sich nicht verblüffen, auch wenn ihm einmal eine Kur nicht gerät. Ein alter Taulipáng hat einen furchtbar aufgeschwollenen, harten Leib und leidet zeitweise große Schmerzen. Manduca schließt auf ein Tier mit einem Gerweih wie ein Hirsch, das darin herumrumort. Wenn er es herausziehe, müsse der Alte sterben, also — zieht er es nicht heraus.

Zu seinen nächtlichen Krankenbeschwörungen lädt er mich

gewöhnlich ein. Freilich darf ich nur Zaungast sein, da die Kur in der dunklen, wohlverschlossenen Hütte stattfindet. Ich hoche mich dicht an die Außenwand. Man hört zunächst seine natürliche Stimme in einer Art längerem Sprechgesang zu der regelmäßigen Begleitung der Rassel. Dann läßt er einen einschmeichelnden Gesang ertönen. Nach kurzer Pause hört man eine frauenhafte Füstelstimme, in der Art, wie wir auf den Maskenbällen unsere Stimme verstellen, dazwischen schrilles Pfeifen, Zuchzen und dumpfes Blasen. So geht es immer abwechselnd unter beständigem Rasseln. Man wird schon beim Zuhören ganz benommen davon und versteht die betäubende Wirkung, die eine solche Behandlung auf einen Kranken ausüben muß. Die Beschwörungen dauern gewöhnlich von 8 Uhr bis gegen 10 Uhr nachts. Manducas Frau sitzt während der ganzen Kur neben ihm und sorgt dafür, daß seine Zigarre nicht ausgeht, deren Qualm er von Zeit zu Zeit auf die schmerzenden Körperstellen pustet. Die Zauberassel, ein kleiner hohler Kürbis, auf einen Stab gespießt, mit Steinchen oder harten Samen zum Klappern darin, spielt bei diesen Krankenkuren eine große Rolle. Manduca verwahrt sie mit anderm Zaubergerät in einem wohlverschürten Deckelkorb im Hause seiner Schwiegermutter. Manchmal vergift Herminchen die Rassel, und dann kann der Herr Doktor nicht arbeiten.

Die Heimat Manducas ist der Merewari, der Hauptquellfluß des Caura. Wenn man ihm Glauben schenken darf, so muß dort ein wahres Wunderland sein, wo „Milch und Honig fließt“. Der eigentliche Name seines Stammes ist Dekuaná. Majonggóng werden sie von den Makuschi genannt. Die sehr weiche Sprache gehört zwar auch der Karaimengruppe an, unterscheidet sich aber erheblich von dem Makuschi und seinen Verwandten.

Über die andern Stämme im Westen weiß er mir viel zu erzählen, besonders über die wilden Schirischána, die bei allen ihren Nachbarn in großem Respekt zu stehen scheinen. Sie bewohnten das Quellgebiet des Uraricuéra, hätten schlechte, niedrige Hütten und äßen alles, Schlangen, Jaguare usw., aber keine Menschen. In früherer Zeit hätten die Schirischána mit den Majonggóng Krieg geführt und viele von ihnen mit ihren langen Pfeilen getötet. Jetzt lebten beide Stämme in Frieden und Handelsverkehr. Die Majonggóng brächten den Schirischána europäische Waren, Ärte, Messer, Stoffe u. a., und würden dabei von ihnen freundlich aufgenommen.

Auch über die Entfernungen am Uraricuéra macht mir Manduca genauere Angaben. Zehn Tage brauche man von der großen Insel Maracá bis zu einem Dorf der Schirischána am Marutanigebirge, etwas unterhalb der Mündung des linken Nebenflusses Arakásá. In fünf Tagen käme man von da zu einem Dorf der Mákú an dem großen linken Nebenfluß Auari, und in fünf weiteren Tagen diesen Fluß aufwärts zu dem ersten Dorfe der Majonggóng, die mit den Mákú befreundet wären.

Unter den Makuschí und Saulipáng gebe es viele Kanaimé, sagt Manduca, bei den Majonggóng natürlich keinen einzigen.

Der Begriff Kanaimé spielt im Leben dieser Indianer eine sehr große Rolle. Er bezeichnet gewissermaßen das Böse, alles Unheimliche, das dem Menschen schadet, vor dem er sich kaum schützen kann. Der Bluträcher, der den Feind durch Jahre verfolgt, bis er ihn meuchlings tötet — er „macht Kanaimé“. Fast jeder Todesfall wird dem Kanaimé zur Last gelegt. Ganze Stämme sind als Kanaimé verrufen. Kanaimé ist aber immer der heimliche Feind, etwas Unerklärliches, etwas

Gespensterhaftes. „Kanaimé ist gar kein Mensch“, sagt der Indianer. Er geht nachts um und tötet Leute, nicht selten mit der kurzen, schweren Keule, wie sie beim Tanz auf der Schulter getragen wird. Er schlägt damit dem Menschen, dem er begegnet, „alle Knochen entzwei“, aber der Mensch stirbt davon nicht sofort, sondern „geht in sein Haus. Abends bekommt er Fieber und nach vier bis fünf Tagen ist er tot“.

Wer die akuten Fieber Guayanas, besonders die Malaria, in ihren Begleiterscheinungen am eigenen Leibe erfahren hat, der versteht diesen Glauben der Indianer.

„Einen Kanaimé zu töten, ist eine gute Tat, und dem Menschen, der dies tut, geschieht nichts.“

Bisweilen zieht der Kanaimé das Fell eines Jaguars oder Hirsches über und schreckt damit die Leute.

Die Ceregóng und Ingarikó am oberen Cutinho und nordöstlich vom Koroíma gelten hier als schlimme Kanaimé. In der „Maloka Bonita“ an der Serra Mairari, die von Taulipáng und Makuschí bewohnt sei, hätten sich seinerzeit einige Ceregóng angesiedelt. Sie hätten aber dann als Kanaimé eine Anzahl Leute ohne Grund getötet. Deshalb will Pitá Leute dieser Stämme nicht in seinem Dorf haben.

Die Ingarikó wohnten nur zwei Tagereisen vom Koroíma im dichten Wald. Sie trügen lange Haare wie Weiber, seien im Gesicht stark tatuiert und hätten Kanus aus Baumrinde. Die Taulipáng des Koroíma seien schon vielfach mit den Ceregóng vermischt.

Auch auf die Wapischána des Majary ist der Häuptling nicht gut zu sprechen. Ein Makuschí hat ihm die Nachricht gebracht, diese wollten jetzt alle nach Koimélemong ziehen, um den Bedrückungen der Weißen zu entgehen, denen sie besonders ausgesetzt sind. Nun sucht Pitá dies zu verhindern. Er will nicht, wie er sagt, „daß alles mögliche Volk hierherzieht, und

es dann heißt, Koimélemong sei ein Zufluchtsort für Verbrecher.“

Mit den Weißen hat Pitá in seiner Jugend schlechte Erfahrungen gemacht. Der alte Campos, einer der ältesten Ansiedler des Uraricuéra, heute ein ganz ehrenwerter Mann, habe ihn und fünfunddreißig andere, Makuschi und Wapischána, mit lügenhaften Versprechungen nach Manáos gelockt. Dort seien sie auf einen Dampfer verladen worden, der sie angeblich zum Rio Branco zurückbringen sollte. Als der Dampfer wendete und flussabwärts zum Amazonas fuhr, hätten die Leute geweint und zwei Tage nichts gegessen. Sechs Jahre lang hätten sie in den ungesunden Kautschukwäldern am Rio Purus gearbeitet. Zwanzig von ihnen seien am Fieber gestorben. — So werden die Indianer von den Weißen betrogen! — Pitá will deshalb auch nicht mehr für die Weißen arbeiten. Er sitzt in seinem Idyll, fern von aller sogenannten brasilianischen Zivilisation, herrscht zielbewußt, aber gerecht über sein Volk und sorgt nebenbei kräftig für Nachkommenschaft. Von seiner einen Frau hat er sieben gesunde und aufgeweckte Kinder, fünf Söhne und zwei Töchter, wie die Orgelpfeifen.

Die beiden Kometen im vorigen Jahr haben auf die Indianer einen großen Eindruck gemacht. Sie erzählen mir oft davon, Wahrheit und Dichtung. Im Osten und Westen seien plötzlich zwei Sterne mit riesigen Schwänzen erschienen, die über den halben Himmel gereicht und sich schließlich fast berührt hätten. Dann habe unter donnerähnlichem Getöse ein Erdbeben stattgefunden, und die Sterne seien plötzlich verschwunden. Die Leute hätten große Angst gehabt, „die Sterne würden mit ihren Schwänzen die ganze Erde verbrennen“.

Solche und ähnliche Geschichten erzählen wir uns in den kühlen Abendstunden, wenn wir gemütlich beisammensitzen,

Kaschiri trinken und eine Zigarette dazu rauchen. Jeder gibt etwas von seinen Erlebnissen zum besten. Ich erzähle ihnen von meiner ersten Reise, von den Stämmen des Kingú, besonders den wilden Suyá mit ihren großen Lippenpflocken und Ohrrollen. Ich zeichne ihnen den Kopf eines Suyá auf ein Blatt Papier, eine Suyákeule, eine Tanzmaske, furchtbare Kriegspfeile mit doppelten Widerhaken, die man nicht aus dem Körper herausziehen kann. Alles wird eingehend betrachtet und eifrig besprochen. Ich schildere ihnen mit lebhafter Gebärde, wie die Suyá fünf Weiße zuerst freundlich empfangen und ihnen dann mit ihren langen, schweren Keulen, die sie im Sand verborgen hatten, hinterrücks die Schädel eingeschlagen hätten. Meine Zuhörer sehen mich entsetzt an, lachen aber dann mit einer gewissen Befriedigung.

Jetzt gegen Ende der Regenzeit gibt es viele Kranke im Dorf. Die Leute leiden an Katarrh und Fieber. Hier finde ich es wieder einmal, wie schon oft auf meinen Reisen, bestätigt, daß die Bekleideten mehr der Erkältung ausgesetzt sind als die nackten Leute. Sie sind nicht mehr so widerstandsfähig. Die meist nicht sehr saubere Kleidung verhindert eine gesunde Ausdünstung des Körpers und läßt ihn nur langsam erwärmen, wenn sie vom Regen durchnäßt ist.

Die Zauberärzte haben viel zu tun. Fast jede Nacht erschallen ihre schauerlichen Gesänge aus den Hütten. Ich gehe öfters mit Pirokai hin und höre der Kur von außen zu.

Diesmal ist es ein Taulipáng, Katúra, einer der berühmtesten Zauberärzte dieses Stammes. Der äußere Verlauf der Krankenbehandlung ist etwas anders als bei den Majonggóng. Der Zauberer singt in tiefen Kehllauten mit näseler Stimme feierlich ein eintöniges Lied. Es zerfällt in einzelne Strophen, die er mit wildem Geschrei „há—há—há—há—há—há—há—há—há—“ beginnt

und mit lange anhaltendem „ō—“ ausklingen läßt. Während des ganzen Gesanges klatscht er mit einem Bündel Blätter neben dem Kranken auf den Boden. Dann hört man Achzen und Stöhnen, Blasen, wild hervorgestoßenes „hä—hä—hä—hä—hädëdë—hädëdë“. Surgelnde Laute: er trinkt Tabaksaft. Raschelnd fährt er mit dem Blätterbündel über den Erdboden hin und her und läßt es leise, wie in der Ferne, verklingen. „Jetzt steigt er in die Höhe!“ sagt Pirokai, der neben mir hockt. Längere Pause. Seine Seele hat sich vom Körper losgelöst. Sie holt einen Mauari, einen Geist der Berge, oder den Geist eines verstorbenen Zauberarztes, der an seiner Statt die Kur übernimmt. Mit einigen wild hervorgestoßenen Worten kommt der Geist an. Er bringt seinen Hund mit, einen Jaguar. Man hört ihn knurren. — So geht es über zwei Stunden mit kurzen Unterbrechungen. Aus dem Heulen des Zauberarztes wird allmählich ein einförmiger Gesang, der bis zum Schluß dauert.

Es ist eine ganz eigenartige nächtliche Musik, die außerordentlich auf die Nerven wirkt, der heisere, schreiende Gesang des Zauberers, dazwischen grollender Donner. Ein Gewitter steht über den Gebirgen.

Bei schwerem Gewitter werden alle Feuer mit Blättern gedeckt, da „der Donner das Feuer nicht liebt“. Auch die Zauberkuren werden immer erst nach dem Regen oder Gewitter begonnen.

Der geisterhafte Jaguar sei den Leuten gefährlich, sagen die Indianer, gegen die Zauberärzte aber zahm wie ein Hund.

Viel Freude machen mir die phonographischen Aufnahmen. Ich habe einige bespielte Walzen mitgebracht und spiele sie den Leuten vor, um sie daran zu gewöhnen, daß der Apparat die menschliche Stimme wiedergibt.

„— bist meine süße, kleine Frau“ aus Lehárs „Der Graf

von Luxemburg“ und den hübschen Rheinländer „Am Bosphorus“ von Paul Lincke: „A — ja, was ist denn bloß mit der Rosa los“ wollen sie immer wieder hören, und es dauert nicht lange, da singen die musikalischen Kinder diese Melodien fehlerlos nach mit komischer Verstümmelung des deutschen Textes.

Häuptling Pitá leistet mir auch bei dieser Arbeit wertvolle Hilfe. Er singt selbst mit schwacher Begleitung von Pirokai die Tanzlieder der Makuschí in den Trichter, den Parischerá, den Tukúí, den Muruá und andere. Zwei junge Mädchen singen mit ihren hellen, wohlklingenden Stimmen die einschmeichelnden Lieder, die das Maniokreiben begleiten. Die Texte sind sehr einfach. Sie bestehen aus kurzen Sätzen, die sich beständig wiederholen. Einfach sind auch die Melodien, in denen die gleichen Klangformen immer wiederkehren.

Eins dieser Lieder, das man am häufigsten hört, lautet:

„Glade baké ich dir, Maniok reibe ich, Brüderchen;

„Glade baké ich dir, Maniok reibe ich, Brüderchen.

„Den Savannenhirsch jage, Brüderchen!

„Den Waldhirsch jage!

„Die Schildkröte jage, Brüderchen!

„Den Savannenhirsch jage!“

usw.

Ich führe alle Gesänge einem zahlreichen und dankbaren Publikum vor. Eine Menge nackter und halbnackter Menschen hat sich in dem großen Vorraum meiner Hütte in malerischem Halbkreis an den Wänden gruppiert und lauscht aufmerksam dem Gesang ihres Häuptlings, den der Phonograph wiedergibt. Pitá lacht befriedigt, als er sich selbst singen hört. Einige Frauen halten erschreckt die Hände vor das Gesicht oder den Mund, andere falten die Hände wie zum Gebet und sind ebenso andächtig wie neulich beim Gottesdienst des Paters.

Auf meine Bitte schleppt der Häuptling den Zauberarzt Katúra herbei. Anfangs sträubt sich dieser, in die „mákina“ (Maschine) zu singen, wie die Indianer alle meine Zaubergerätschaften nennen. Er fragt mich mißtrauisch, warum ich seine Stimme mit mir nehmen wolle. Ich verspreche ihm ein großes Messer. Da willigt er ein, macht aber zur Bedingung, daß es in aller Heimlichkeit geschehe und ich nachher seine Gesänge nicht „den Leuten“ vorführe. Offenbar fürchtet er, sonst seinen Einfluß zu verlieren. Pitá jagt alle Besucher aus der Hütte. Wir schließen die Zugänge und die Fensterlöcher, und im halbdunklen Raum geht der Zauber vor sich. Auf einem niedrigen Schemel hockt der schöne, schlanke, nackte Mensch mit seinem feinen, wilden, energischen Gesicht und singt mit starker, näselnder Stimme in den Schalltrichter, während er mit einem Bündel Zweige in der Rechten den Takt auf den Boden klatscht. In der Linken hält er die lange Zigarre, aus der er von Zeit zu Zeit mächtige Züge nimmt. Er singt drei Walzen voll, drei aufeinander folgende Gesänge, wie bei der Krankenkur. Sein Messer hat er redlich verdient. Er bittet mich noch um eine Tabakspfeife, wie sie von Britisch-Guayana her bei den Saulipáng sehr verbreitet sind. Ich gebe die Gesänge sofort wieder, natürlich nur in kleinem Kreise. Der Zauberer, der Häuptling, Pirokai und ich sind die einzigen Zuhörer. Katúra macht ein bestürztes Gesicht, als ihm seine eigene Stimme klar und deutlich entgegenschallt; Pitá schüttelt sich vor Lachen.

Dann macht mir Katúra einige Angaben über das Zauberarztwesen. Wenn ein Saulipáng Zauberarzt werden will, trinkt er fünf Nächte lang Absud von der Rinde bestimmter Bäume, jede Nacht eine andere Mischung, und nach jeder dieser Kuren erbricht er sich. Dann trinkt er Tabaksbrühe. Während der ganzen Zeit ißt er nichts und wird sehr mager.

Endlich holt er bestimmte Blätter, ordnet sie zu einem Bündel, wie es der Zauberarzt später bei der Krankenkur gebraucht, „steigt damit in die Höhe“, kehrt zurück und ist nun befähigt, alle Krankheiten zu heilen.

Auch der Majonggóng muß in den Phonograph singen. Er singt zunächst Tanzlieder seiner Heimat. Die Melodien sind ganz anders als die hiesigen, reicher an Tönen, rascher, wilder, nervöser. Einige fallen durch eine eigentümliche, aus zwei Tönen bestehende Wiederholung auf, die mit geschlossenem Munde gesungen wird. Auch die Zaubergesänge, die ich wiederum in meiner Hütte „vor geladenen Gästen“ aufnehme, unterscheiden sich sehr von denen der Taulipáng. Meinem Pirokai ist die Sache nicht ganz geheuer, denn es handelt sich um den Zauberarzt eines fremden Stammes, vor dessen Macht er eine unbegrenzte Hochachtung hat. Selbst mich regt der erste Teil, der mit rascher eintöniger Stimme wiedergegebene Sprechgesang, so auf, daß mir der Schweiß aus allen Poren rinnt.

In Ermangelung des Paters hält der Schwager des Häuptlings den Gottesdienst ab. Seinen englischen Namen William hielt ich anfangs für einheimisch, da ihn die Indianer „Wiyáng“ aussprechen. Als Makuschí heißt er Tinápu. Er ist ein guter Kerl, aber etwas beschränkt, und nimmt sein Amt sehr ernst. Jeden Morgen und Abend um 6 Uhr ruft der Häuptling mit meiner, jetzt seiner geliebten Signallhupe die Gläubigen zusammen. William betet und singt vor. Köstliche Szenen kann man dabei beobachten.

William liest die Gebete aus einem rot eingebundenen, reichlich zerfetzten Büchlein. Ich hielt es bisher für ein englisches Gebetbuch. Heute sah ich ihm über die Schulter und las zu meinem Erstaunen: „The cow gives us milk. Thank you, good cow.“ — Es ist eine englische Fibel!

Ein langer, nackter Taulipáng hält jedesmal mit beiden Händen ein buntes Heiligenbildchen vor sich, das ihm der Pater geschenkt hat, und „liest“ daraus mit ernsthaftem Gesicht wie aus einem Buch. Der Zauberarzt Natúra steht abseits. Er scheint der Geschichte nicht recht zu trauen. Am andächtigsten sind die jungen Mädchen; die halbwüchsigen Knaben treiben auch bei dieser heiligen Gelegenheit ihren Scherz, ganz wie bei uns. Aber William hält streng auf Zucht und Ordnung. Eines Tages nimmt ein alter Zauberarzt an einem Gottesdienst teil. Er ist mit seinen Leuten vom oberen Parimé gekommen, um mir einen Besuch abzustatten. Auf seinem Haupt, das eine für einen Indianer seltene Glaze auszeichnet, trägt er als einzigen Schmuck eine brasilianische Soldatenmütze, auf die er sehr stolz ist. William schnauzt ihn fürchterlich an. Erschrocken nimmt der Alte die Mütze ab. Bisweilen leidet der Gottesdienst unter meinen Arbeiten. Wenn ich frühmorgens photographiere oder Phonogramme aufnehme, findet er überhaupt nicht statt.

Pirokai hat von dem Christengott eine merkwürdige Vorstellung. Am Mittelpfosten meiner Hütte hängt neben Heiligenbildchen ein farbiges Bild vom Christuskind. Auf seine Frage erkläre ich Pirokai, es sei „Supána“, wie die Missionare Gott nennen. Da fragt er mich weiter, ob dieser mit der „mákina“ photographiert worden sei.

Auch meine Badepüppchen, auf die die jungen Mädchen sehr veressen sind, nennen sie „Supána“.

Trotz seines christlichen Benehmens hat sich William seine indianische Weltanschauung bewahrt. Während die Wapischána in Einehe leben, ist die Vielweiberei bei den Makuschí und Taulipáng nach alter Karaibensitte sehr im Schwange. William geht auch hierin wie ein alttestamentlicher Erzwater mit gutem Beispiel voran. Er hat, was er dem Pater aller-

dings nicht erzählt, drei Weiber und von jeder — bis jetzt — zwei reizende Kinder. Früher hatte er sogar vier Frauen. Eine ist ihm davongelaufen. Katúra, ein starker Mann mit starker Stimme, hat, wie es ihm gebührt, auch drei. Freund Theodoro-Dualí begnügt sich mit einer, ebenso Häuptling Pitá, aber diese ist sehr fruchtbar.

Am 23. Juli kommt ein junger Ansiedler angeritten, der am Rio Branco unterhalb Capella seine Besitzung hat, ein dunkelhäutiger Mulatte. Die Indianer sagen „mekoró“ (Neger). Er will von hier ein paar junge Leute in Dienst nehmen und bringt mir zwei Briefe. In dem einen bittet mich ein gewisser Tenente (Leutnant) Pinto Peixoto, früher Grenzkommandant, jetzt Viehzüchter, sein Haus am Tacutú zu photographieren. Der andere Brief ist von Ildefonso. Gott weiß, wer ihn geschrieben hat, denn der edle Häuptling kennt diese geheimnisvolle Kunst nicht. Der Brief ist in recht unverschämtem Ton gehalten und an den „Senhor Retratisa“ (Herrn Photographen) gerichtet. Man hält mich für einen reisenden Photographen. Ildefonso nennt sich in dem Brief stolz „Oberhäuptling der Indianer des Rio Surumú“ und sagt mir rund heraus, ich hätte kein Recht, ohne seine Zustimmung die Indianerdörfer in den Gebirgen zu besuchen, da diese „ihm gehörten“. Ich müßte nachträglich seine Erlaubnis einholen und ihn zu diesem Zweck in seinem Haus an der Mündung des Surumú besuchen. Ich werde ihm natürlich den Gefallen nicht tun und lasse dem heruntergekommenen Kerl durch den Brasilianer, den ich entschieden über meine Person aufkläre, sagen, für mich gebe es überhaupt keinen „Oberhäuptling“; ich mache meine Reisen, wie ich wolle; wenn er etwas von mir wünsche, solle er zu mir kommen. Auch gebe ich dem Mekoró einen längeren Brief an Neves mit, dem

ich das Schriftstück Idefonso's beischließe. Er wird ihm schon den Standpunkt klar machen.

Am nächsten Morgen hat der Brasilianer längere Verhandlungen mit Pitá, der durch meine Anwesenheit gewaltigen Mut bekommen hat und jenen anspricht, er wolle ihm keine Leute geben. Idefonso solle selbst hierher kommen und die Leute fragen. Bald darauf zieht der Mekoró unverrichteterdinge ab.

Die elende Politik am Rio Branco wirft ihre Schatten bis auf unser friedliches Idyll. Die widersprechendsten Nachrichten jagen sich, wie immer in aufgeregten Zeiten. Die abenteuerlichsten Gerüchte gehen von Mund zu Mund. Entstellungen, Übertreibungen, Erfindungen — man weiß nicht mehr, was die Wahrheit ist.

Eines Nachts fallen plötzlich nahe beim Dorfe von der südlichen Anhöhe her kurz nacheinander mehrere Schüsse. Wir bewaffnen uns, ich mit dem Winchester, Pitá mit zwei alten Reiterpistolen, auf deren Besitz er sehr stolz ist, Pirokai mit meinem Jagdgewehr. Alle Feuer werden gelöscht. Der Häuptling befiehlt den Frauen, sich zur Flucht ins Gebirge bereit zu halten. In der Finsternis schleichen wir durch die Büsche. Auch die andern Männer haben ihre Flinten geladen. Einer gibt einen Schuß ab. Wieder fallen im Süden ein paar Schüsse. Man hört Schreie. Die Indianer sind in großer Aufregung. Wir denken an einen Überfall durch Soldaten oder an irgendeine Schurkerei, auf die man nicht vorbereitet ist. Wir warten eine ganze Weile. Tiefe Stille. Schließlich ganz nahe einige Pfiffe; ein Zuruf auf indianisch, den der Häuptling erwidert; befreiendes Lachen. Aus der Dunkelheit tauchen zwei Indianer auf, Saulipáng. Am unteren Rio Branco haben sie mit andern im Kautschukwald gearbeitet. Von acht Mann seien zwei, ein Saulipáng und ein Makuschi,



Von der Höhe der Aruayáng-Kette überblickt man den ganzen Süden bis über die Serra do Mel hinaus. (S. 121.)



Taulipáng-Mädchen.



Noch in weiter Ferne, aber in der klaren Luft deutlich sichtbar, liegt der Koroima vor uns. (S. 125.)

am Fieber gestorben. Sie sind auf der Heimreise in ihr Dorf am oberen Surumú und hatten nur geschossen und geschrien, um zu melden, daß keine Feinde kämen!

Lange, eintönige Unterhaltung zwischen dem Häuptling und den Ankömmlingen. Sie wenden dabei einander den Rücken zu. Der eine schaut gleichgültig in die Ferne; der andere blickt zu Boden und spielt mit einem Stück Pfeilrohr. — So ist die Sitte hierzulande.

Nicht immer lassen sich die Gebirgsindianer die Übergriffe der Weißen gefallen. Dies beweist ein Vorfall, der sich vor einigen Jahren am östlichen Ende der Serra do Banco zugetragen. Ein junger Brasilianer, namens Pires, der dafür bekannt war, daß er in der Trunkenheit seine Leute mißhandelte, war dort in eine Indianerhütte gekommen und hatte sich Freiheiten gegen die Frauen erlaubt. Darauf lauerten ihm die Makuschi auf, umzingelten ihn, der zu Pferd war, und schossen ihm einen Pfeil in den Leib. Er suchte zu entfliehen, aber die Indianer trieben ihn immer wieder zurück, rissen ihn schließlich vom Pferd und schlugen ihn tot. Über den Leichnam häuften sie eine Menge Steine. Die Täter waren einige meiner jetzigen Freunde. Der Haupträdelsführer war der „christliche“ William. Eine Streife, die vom Grenzposten São Joaquim am unteren Tacutú gegen die „Aufständischen“ gesandt wurde, verlief ergebnislos, da die Indianer ins Gebirge flohen. Die Soldaten töteten nur einen alten Mann, ließen ihn aber wieder laufen.

Einige Taulipáng, die ich nach Chiquiba geschickt hatte, sind endlich mit dem Rest meines Gepäcks angekommen. Sie sind lange ausgeblieben, und der Häuptling war schon in Sorge um sie, hatte ihnen auch Lebensmittel entgegengeschickt, denn die Wege sind noch sehr schlecht, die Savannen stehen noch immer stellenweise unter Wasser. Der neue Mond, der

von den Indianern freudig begrüßt wird, bringt ein paar schöne Tage, bald aber brausen wieder die Gewitterstürme über die Savanne und entladen heftige Regengüsse. Der Temperatursturz ist danach empfindlich. Schlangen kommen aus der Savanne und suchen die Wärme der Häuser. Neulich klatschte eine kleine Giftschlange in meiner Hütte vom Dach herunter mitten unter die spielenden Kinder. Ein Glück, daß diese Tiere so träge sind.

Und doch — die Nacht des Winters ist gebrochen. Wir sind im Beginn des August. Die langen einförmigen Regen haben aufgehört. Die Stechmücken, die uns anfangs bei Tag und Nacht so sehr plagten, werden immer weniger. Die Luft ist ganz anders, ist reiner geworden; die Fernsicht ist klarer, der Sommer ist nahe.

Wieder gehen zwei Boten ab, diesmal nach São Marcos. Sie nehmen Briefe mit und sollen Briefe holen, die wohl inzwischen dort für mich angekommen sind. Sie leihen sich vom Häuptling alte Kleider, die sie kurz vor São Marcos anziehen wollen, „damit die Leute nicht über ihre Nacktheit lachen“.

Wir stehen im Zeichen eines großen Festes, das Pitá zu Ehren seines hohen Besuches geben will. Leider hat der Häuptling Fieber, Malaria, und liegt in einer dunklen Ecke seiner niedrigen, dumpfen Hütte stöhnend in der Hängematte. Er zieht ausnahmsweise keinen Zauberarzt zu Rufe, wohl aus Scham vor mir, was er gar nicht nötig hätte. Ich gebe meinem Freunde Chinin und heile ihn in wenigen Tagen. In Ermangelung von Oblaten wickle ich die bitteren Tabletten in Zigarettenpapier, und Pitá schluckt sie tapfer.

Alles rüstet für das Fest. Die Frauen backen gewaltige Stöße Maniokfladen für starkes Kaschiri. Die Männer und Knaben bringen ihren Tanzschmuck in Ordnung. Ich quäle

mich mit dem Häuptling im Schweiß meines Angesichts an zwei europäischen Bänken herum, die ihm einer seiner Leute für die Hütte der Missionare zurechtgezimmert hat. Sie sind einfachster Art, zwei lange Bretter auf vier Pfählen, und so wacklig, daß sie jeden Tag mit Kindern umfielen und großes Geschrei verursachten. Die eine Bank, der wir gut auf die Beine geholfen haben, soll beim Fest einen Ehrenplatz für mich und den Häuptling abgeben.

Ein klarfrischer Morgen bricht am 4. August über Koi-mélemong an. Es herrscht Feststimmung. Starkes dunkles Kalamalayekú wird kredenzt. Ein Trupp Makuschí tanzt auf dem Dorfplatz schon Parischerá. Nachmittags kommen in langem Zuge die Bewohner von „Maloka Bonita“ am Südostabhang des Mairarigebirges. Ihr alter Häuptling, der sie anführt, ist sehr hellfarbig und sieht mit seinem langen Gesicht und schwermütig über den Mund hängenden weißen Schnurrbart einem Engländer verzweifelt ähnlich. Einem Anthropologen würde er zur Mischlingsfrage vielleicht Unterlagen liefern können. Alle reichen mir die Hand, die kleinen Kinder etwas zwangsweise, einige unter fürchterlichem Geschrei.

Auch mein alter Freund Julião stellt sich ein, Pitás Onkel, der mit Ildefonso zusammenwohnt. Er erzählt uns, der „mekoró“ habe neulich auf dem Heimritt im Hause Ildefonsons mit diesem Streit bekommen, in dessen Verlauf ihm der Oberhäuptling mit einem Lederriemen mehrmals über das Gesicht geschlagen habe. Julião bringt mir einen Brief von Neves.

Als wir zum Abendbad gehen, läuft uns ein kleines Lau-lipángmädchen nach und ruft, der Parischerá käme. Pirokai sagt, sie sollten warten, bis wir zurück wären. Wir gehen dann zur Hütte Theodoros. In langer Reihe kommen die Tänzer fern aus der Savanne. Es ist eine Art Maskentanz.

Sie tragen eigentümliche Kopfbedeckungen aus Blättern der Inajápalme (*Maximiliana regia*), die das Gesicht zum Teil verhüllen. Lange Gehänge aus demselben Stoff sind um den Leib gewickelt und verdecken die Beine. Sie entlocken Rohren aus leichtem Cecropiaholz, auf die vorn allerhand bunt bemalte Holzfiguren gesteckt sind, dumpf heulende Laute, während sie die Instrumente auf und ab schwingen. Mit einknickenden Knien tanzen sie daher. Jeden zweiten Schritt stampfen sie mit dem rechten Fuß und neigen dabei den Oberkörper leicht nach vorn. So bewegen sie sich immer eine längere Strecke vorwärts, eine kürzere rückwärts und kommen allmählich auf den Dorfplatz. Jede Abteilung hat ihren Vortänzer, der den langen, am oberen Ende mit Gehängen aus Hirschklauen oder halbierten Fruchtschalen umwundenen Tanzstock im Takte der Stampfschritte rasseln aufstößt. Rot und schwarz bemalte Mädchen und Frauen, bis auf das zierliche Perlenhütchen nackt, schließen sich an. Die rechte Hand auf der linken Schulter des Partners, trippeln sie in zweiter Linie oder an den Seiten mit, ebenso zahlreiches halbwüchsiges Kindervolk. Die jungen Frauen und Mädchen sind reich geschmückt. Auf dem Kopf tragen sie ein hübsches Diadem aus Rohrgeflecht mit aufgeklebten Flocken aus Baumwolle oder feinem weißem Federflaum. Die Tänzer bilden eine große offene Runde und bewegen sich, abwechselnd nach rechts und links schwenkend, bald vorwärts, bald rückwärts. Nach jedem Gang stampfen sie mehrmals an der Stelle und stoßen ein lautes Geschrei aus. Auf ein Zeichen des Vortänzers stehen sie still, das Gesicht nach dem Innern des Kreises gewendet, halten die Instrumente mit der einen Hand vor sich oder unter den Arm geklemmt und singen ihre einfachen, streng rhythmischen Lieder, getragene Weisen. Der Vortänzer singt einige Takte vor, worauf die andern einfallen. Leise beginnend, lassen sie ihre

Stimmen immer mehr anschwellen und allmählich wieder verklingen in den eintönigen, unzählige Male wiederholten Schlußlauten: „hai—ā——ā hai—ā——ā“.

Mehrere Stunden tanzen sie so in der herrlichen Vollmondnacht vor meiner Hütte. Ich sitze auf der Ehrenbank und nehme die Huldigung entgegen. Neben mir sitzt auf niedrigem Schemel Pirokai und feuert die Ländler an durch lautes Geschrei: „Doforo—parischerá! Doforo—parischerá!“ In einem großen Kreis um uns und die Tanzenden liegen und hocken die vielen nackten und halb nackten Zuschauer, von den flackernden Feuern rötlich bestrahlt. Ein Bild, das man nicht so bald vergißt.

Am nächsten Tag habe ich vom frühen Morgen an viel Besuch in meiner Hütte. Ich muß alle meine Künste spielen lassen. Bilderbücher, Indianerphotographien, Gewehre, Phonograph, alles findet staunenden Beifall. Pitá ist sehr stolz auf seinen Gast. Das Wetter bleibt herrlich. Noch immer kommen Gäste, Makuschí und Wapischána vom Gebirge Uraucaima und vom Majorá. Im Parischerákostüm tanzen einzelne Trupps auf dem sonnenglühenden Dorfplatz. Es sind alles in allem jetzt wohl tausend Personen hier vereinigt. Als Gruß feuern die Ankommenden auf der nahen Anhöhe Schüsse ab. Ich antworte mit dem Winchester. Viele Indianer haben gute englische Vorderlader mit langem Lauf, die sie sich meistens durch Zwischenhandel gegen Jagdhunde von den Stämmen im Norden, Saulipáng und Areluná, verschaffen. Die Wapischána vom Majorá sind fast durchweg hohe, hagere Gestalten mit länglichen, scharf geschnittenen Gesichtern. Leider stecken sie alle in schlotternden europäischen Kleidern und machen dadurch einen verkommenen Eindruck. In der langen Dienstbarkeit der Weißen haben sie ihre Eigenart verloren; ein slavisch unterwürfiges, bedauernswertes Volk.

Heute ist der Haupttag des Festes. Nachmittags kurz nach 3 Uhr, wie ich es wegen der photographischen Aufnahmen gewünscht habe, beginnt der Tanz. Eine unendliche Kette von Parischerátänzern, Männern und Frauen, kommt von Westen her aus der Savanne unter dem dumpfen Geheul der Holztrompeten, wohl zweihundert Teilnehmer. Ein großartiger Anblick! Dann tanzen und singen sie auf dem Dorfplatz in einer gewaltigen Runde. Inmitten des Kreises tanzen Männer und Weiber den Tukúí, den Tanz der Kolibris. Sie sind nackt bis auf den Schurz und mit kunstvollen Mustern bemalt oder einfach mit weißem Ton beschmiert, auch in den Haaren, was manchen ein überaus wildes Aussehen verleiht. Zu zwei oder drei, zum Theil untergefaßt, schreiten sie hintereinander her, mit einknickenden Knien, den rechten Fuß aufstampfend. Die Männer pfeifen dazu gellend auf einem kurzen Stück Rohr, immer denselben Ton. Auch bei diesem Tanz wird zeitweise gesungen, lange epische Gesänge in zahlreichen Strophen wie beim Parischerá.

Alle Tänze und Tanzgesänge dieser Indianer hängen eng mit ihren Mythen und Märchen zusammen, beziehen sich auf diese. Für die Tanztexte gibt uns die entsprechende Sage erst den Schlüssel. So bezieht sich der Parischerá auf eine lange Mythe, in der zauberkräftige Jagd- und Fischereigeräte, die ein Zauberarzt von den Tieren bekommt und schließlich wieder durch die Schuld böswilliger Verwandten an die Tiere verliert, eine Rolle spielen. Der Parischerá ist gewissermaßen die gestenhafte Darstellung dieser Sage. Wie der Tukúí oder Tukúshi der Tanz aller Vögel und aller Fische ist, so ist der Parischerá der Tanz der Schweine und aller Vierfüßler. Die lange Kette der Tänzer und Tänzerinnen, die unter der dumpfen Musik der Holzröhren einhertanzen, stellt die unter dumpfem Grunzen dahinziehende Kotte der Wildschweine dar.

Ursprünglich sind wohl alle diese Tänze Zaubermittel, um reiche Beute bei Jagd und Fischfang zu erlangen.

Die Tänze dauern die ganze Nacht ununterbrochen fort. Bis nach Mitternacht halte ich aus. Ich tanze einige Kunden mit, im Gesicht rot bemalt und mit Zahnketten behängt, auf dem Kopf die Federkrone, trinke auch mein Maß Kaschiri, freilich leichtes Unaiyekú, aus Mais gebraut, während die Indianer stärkeren Stoff vorziehen. Von Zeit zu Zeit stoße ich gellende Zuchzer aus, wie es in meiner hessischen Heimat auf einer richtigen Kirmes Sitte ist. Alles ist entzückt.

Noch lange sitze ich mit dem Majonggóng und einigen andern Zauberärzten rauchend zusammen. Die gelehrten Herren sind schon etwas angetrunken. Wir unterhalten uns über „Kanaimé“. Der schlimmste Kanaimé der ganzen Gegend sei Oshilawó, der Häuptling eines Saulipángdorfes nahe bei der Mission am oberen Surumú, der bestgehaßte Mann auch unter seinen Stammesgenossen. Er sei zwar ein ganz guter Mann, meint Manduca, aber seine Seele taue nichts. Sie trenne sich, wenn er schlafe, vom Körper und beauftrage alle möglichen bösen Geister in Gestalt von Jaguaren, Riesenschlangen und andern gefährlichen Tieren, den Leuten Böses zuzufügen. Die Fieberseuche, die während der Regenzeit hier und in der Umgegend wütete, wird diesem armen Teufel zur Last gelegt, auch die Krankheit von Pirokai's niedlichem Lächterchen. Wenn das Kind stirbe, sagt der Vater, würde er Oshilawó töten. Das hat aber gute Wege, denn mein Pirokai ist nichts weniger als ein Held.

Träume sind für den Indianer Wirklichkeit, selbständige Handlungen des vom Körper gelösten Schattens, der Seele. Sehr hübsch erklärt der schlaue Majonggóng, meine Seele arbeite auch nachts, lese und schreibe, während der Körper ausruhe. Auf Träume legen die Indianer großen Wert,

besonders die Zauberärzte. Wenn die Träume auch noch so einfach sind, erzählt man sie als große Wichtigkeit. Neulich träumte Pirokai, er sei mit seinem Töchterchen auf dem Arm von einem wütenden Dhsen angegriffen worden, aber ich hätte ihn beschützt. Er war ganz stolz auf seinen „schönen Traum“.

Auch am nächsten Tage nimmt das Fest seinen Fortgang, aber die Kostüme sind schon sehr schadhast, die Tänzer betrunken und übermüdet von den gewaltigen Anstrengungen. Das Ganze ist nur noch ein Zerrbild des gestrigen Schauspiels, zumal sich die prächtigen Taulipáng frühzeitig zurückgezogen haben. Die elenden Wapischána vom Majarh spielen jetzt die Hauptrolle und stören den Eindruck.

Ich lasse einige der lautesten Sänger und Sängerinnen in meiner Hütte vor dem Phonograph tanzen und singen. Unter Wolken von Staub geht die Sache vor sich. Die Leute sind schon in vorgerücktem Stadium, die Stimmen gröhlend und rauh. Ein altes, runzeliges Weib, dem ich statt des Perlen-schurzes lieber Kleider auf den Leib gewünscht hätte, schreit mit eigentümlich gepresster Kehlstimme fürchterlich dazwischen, wie es hier viele, besonders alte Weiber tun; das Rasseln mit den Taktstäben nimmt der Schalltrichter nur schwach auf, doch geben die Aufnahmen ein getreues Bild von indianischen Gefängen nach einem mehrtägigen Tanzfest. Es klingt, wie wenn bei uns zu Hause eine Kirmees frühmorgens in den letzten Zügen liegt.

Gegen Abend — es wird nur noch spärlich Kaschiri gereicht — tanzt alles auf meinen Wunsch und des Häuptlings Befehl den sogenannten „Ararúya“ oder „Allalúya“ (Halleluja), die Wapischána gesondert, die Taulipáng und Makuschí zusammen, zuerst vor dem Hause Theodoros, dann vor meiner Hütte. Der Tanz ist den Taulipáng der Gebirge, besonders der Umgegend des Koroima, eigentümlich, eine ins Indianische

übertragene Erinnerung an englische Missionare, die früher unter diesem Stamme wirkten, ohne aber bemerkbare „christliche“ Spuren zu hinterlassen. Die Tänzer bilden eine geschlossene Runde. Zu zwei oder drei, paartweise oder meist nach dem Geschlecht getrennt, schreiten sie Arm in Arm oder die rechte Hand auf der linken Schulter des Partners, hintereinander her, wobei sie mit dem rechten Fuß aufstampfen. Dazu werden mit indianischem oder verdorbenem englischem Text verschiedene Melodien gesungen, kriegerische Weisen in stoltem Marschtempo, offenbar englische Kirchenlieder. Freilich machen diese Melodien im Vergleich zu den ursprünglichen Tanzweisen der Indianer, wie Parischerá, Tukui u. a., einen kläglichen Eindruck. Bisweilen drehen sich die Vortänzer um, und dann tanzen die beiden Hälften der Runde gegeneinander, kurze Zeit, die eine vorwärts, die andere rückwärts schreitend, indem sie den Oberkörper heftig vor- und rückwärts werfen. Am Schluß eines Liedes stehen alle eine Zeitlang still, nach dem Innern des Kreises gewendet, bis die Vortänzer ein neues Lied beginnen. — Wenn die guten Missionare sehen könnten, was aus ihrer christlichen Lehre geworden ist, sie würden sich wundern!

So geht es fort bis zum frühen Morgen. Es herrscht harmlose kindliche Fröhlichkeit unter jung und alt, Singen und Lachen, Kirmestrubel. Aber wenn ich dieses Fest hier mit unsern Kirmessen vergleiche, so kommen diese recht schlecht dabei weg. Auch hier gibt es Betrunkene, aber wenn einer zuviel hat, so fällt er nicht überall herum, sondern legt sich beizeiten in seine Hängematte und schläft seinen Rausch aus. Es geht hier zwischen beiden Geschlechtern durchaus anständig zu. Unter den tausend Menschen, die verschiedenen Stämmen angehören, gibt es keinen Streit, geschweige denn eine Prügelei. Und das sind die „Wilden“!

Am andern Tag ist nur noch Nachfeier, ein Ausklingen des Festes. Der Stoff ist ausgegangen. Die älteren Herren haben morgens vor dem Hause des Häuptlings noch einen kräftigen Katerfrühschoppen gemacht, zu dem ich auch eingeladen war, und sich dann zur wohlverdienten Ruhe zurückgezogen. Die Jugend ist weiter fröhlich, auch ohne Alkohol. Der Gastgeber hat sich tapfer gehalten. Er hat alles vorzüglich angeordnet und geleitet und nicht mehr getrunken, als er vertragen konnte. Dafür war sein Schwager, der vielbeweibte „christliche“ William, um so tätiger beim Vergnügen und, nackt bis auf die Schambinde und eine schöne Federkrone, einer der unermülichsten Tänzer. Der „Gottesdienst“ war während des ganzen Festes ausgeführt. Am nächsten Morgen erinnert sich William seiner Pflicht und versammelt die Gläubigen. Er betet aus dem Abschnitt über die „hen“, die so brav Eier legen, aber — o weh — er hält das Büchlein verkehrt: die armen Hühner stehen alle auf dem Kopf.

Viele Gäste verabschieden sich frühzeitig nach eintönigem Geplapper mit dem Häuptling. Die Indianer haben, wie das bei solchen Gelegenheiten üblich ist, allen möglichen kleinen Handel unter sich gemacht, Fischpfeile, Knäuel aus Baumwollgarn, Hängematten, Reibebretter u. a. getauscht. Die Gegenleistung erfolgt häufig erst nach Monaten.

Abends herrscht große Aufregung im ganzen Dorf. Die geliebte Signalhupe des Häuptlings, die in einem Raum meiner Hütte hing, fehlt und findet sich auch trotz eifrigen Suchens nicht. Einige Wapischána, die schon auf dem Heimweg sind, sollen das Wertstück gestohlen haben. Eine Frau, die auf der Pflanzung war, will sie von fern haben blasen hören. Pitá ist wütend. Morgen in aller Frühe will er die Leute zurückholen lassen, um „mit ihnen zu sprechen“. Schließlich finde ich das Instrument in einer Ecke. Wahrscheinlich

hatte es einer der fremden Jungen entwendet und dann, von dem Gepolter des Häuptlings erschreckt, heimlich dorthin geworfen, während wir draußen zu Abend aßen.

Der Majonggóng bringt mir einen dunkelhäutigen Indianer mit starker Adlernase. Er ist, nach dem Stamme seiner Mutter gerechnet, ein Saulipáng vom oberen Uraricuéra. Sein Vater, der ihm wohl seinen besonderen Typus gegeben hat, war ein Purukotó, von einem früher zahlreichen Stamme in der Gegend von Maracá, der bis auf fünf Frauen ausgestorben sein soll. Leider spricht er angeblich kein Wort dieser Sprache. Maipalali, so heißt er, ist ein weitgereister Mann, der schon bei den Majonggóng und Máku des Auari und bei den Schirischána des Uraricapará war. Wie viele Indianer, spricht er mehrere Sprachen und unterhält sich mit Manduca in den weichen Lauten seiner Heimat. Auch kennt er einige Wörter des Máku und Schirischána. Ich suche von ihm Genaueres über diese Stämme zu erfahren. Seine Frau, die alle Reisen mit ihm gemacht hat, sitzt dabei hinter ihm und wird ganz ärgerlich, wenn er etwas nicht weiß: „Dort hast du doch so gut mit den Leuten sprechen können, und jetzt hast du so vieles vergessen!“ — Die Schirischána am Curaricará, früher sehr gefährliche Leute, seien jetzt friedlich, ihre Stammesbrüder im Marutanigebirge aber seien wild und töteten Besucher mit ihren langen Pfeilen. Auch die friedlichen schwängen Bogen und Pfeile, schlugen sich auf die Brust und brüllten, wenn man zu ihnen käme.

Jetzt bin ich schon fast einen Monat in Koimélemong, gut Freund mit allen Bewohnern. Man liebt mich, weil ich immer für jedermann zu sprechen bin, nie böse werde und jeden kleinen Dienst mit Perlen, Tabak und Angelhaken belohne. Und doch richtet sich mein Blick täglich voll Sehnsucht nach Norden auf die fernen Gebirgszüge, die den Hori-

zont abschließen. Hinter ihnen soll der Koroïma liegen, jenes wunderbare Sandsteingebirge, das jeden Reisenden, der es erblickte, zu glühenden Schilderungen begeistert hat. Pitá ist auch noch nicht dort gewesen und will mich begleiten. Mit allen Laulipáng, die von Norden kommen, halten wir lange Beratungen ab. Der Häuptling schickt einige als Boten voraus, um uns in den Niederlassungen, die wir auf dem Weg passieren sollen, anzumelden und vor allem Kaschiri zu bestellen. Es seien nur sechs Tagereisen, zählen mir die Indianer an den Fingern auf. An jedem Tag treffe man ein Haus; nur einmal müsse man im Freien schlafen. Vom Koroïma aus wollen wir auch die wilden Ingarikó besuchen, aber — die Sache hat einen Haken. Die Ingarikó, meint Pitá, seien gefährliche „Kanaimé“. Als ich antworte: „Ich fürchte mich nicht!“, sagt er rasch: „Ich auch nicht!“ Zudem töte der Kanaimé nur einzelne Leute nachts „auf dem Weg“, nie aber mehrere zusammen, so daß wir nichts zu befürchten hätten. Trotzdem scheint ihm die Sache nicht ganz geheuer zu sein, denn als ihm einer seine englische Flinte abkaufen will, vertröstet er ihn bis zu unserer Rückkehr vom Koroïma, wo er das Schießeißen noch brauche, „um die schlimmen Kanaimé der Ingarikó und Ceregóng totzuschießen“!

Gleich nach dem Fest wollen wir aufbrechen. Da kommen am 10. August meine Eilboten aus São Marcos zurück. Dies ändert mit einem Male meine Pläne. Sie haben mir ein großes Paket Briefe mitgebracht, mit guten und weniger guten Nachrichten.

Mein Begleiter, der die kinematographischen Arbeiten übernehmen sollte — der schwere Apparat ist einstweilen in São Marcos zurückgeblieben —, hat mich im Stich gelassen. Er ist von Manáos mit demselben Dampfer, der ihn aus Deutschland brachte, wieder heimgereist. So muß ich ver-

suchen, die kinematographischen Aufnahmen selbst zu machen, obwohl mir die nötige Übung und Technik fehlt. Zu allen meinen Arbeiten kommt noch eine hinzu, die viel Zeit und Geduld erfordert.

Mein anderer Begleiter, Hermann Schmidt, ist in São Marcos angekommen und erwartet mich dort. Ihn und den Rest des Gepäcks wollen wir zunächst hierherholen. Dann will Pitá ein zweites großes Tanzfest veranstalten, wie ich es für die kinematographischen Aufnahmen wünsche. Er fragt mich, in wieviel Tagen es stattfinden solle. Ich rechne ihm mit Hin- und Rückreise und Aufenthalt in São Marcos fünf- undzwanzig Tage heraus und mache ebenso viele Striche auf einen Pappdeckel, der nun von Hand zu Hand geht und eifrig besprochen wird. Der Häuptling überträgt meine Rechnung in eine Art „Knotenschrift“, die von diesen Indianern allgemein für zeitliche Verabredungen angewendet wird. In mehrere aus Palmfasern geflochtene Schnüre schürzt er je so viele Knoten, als Tage bis zum Fest verstreichen werden, und schickt dann diese Schnüre durch rasche Boten nach den einzelnen Niederlassungen. Die Eingeladenen lösen jeden Tag einen Knoten, und am bestimmten Tage sind alle an Ort und Stelle.

Es gibt noch viel zu tun bis zur Abreise. Die Sammlungen müssen geordnet und verpackt werden. Die Weiber backen Maniokfladen und trocknen sie an der Sonne auf den Dächern; die Männer sorgen für Wildbret und Fische und räuchern sie auf den einfachen Bratrosten über langsamem Feuer; Proviant für den weiten Marsch. Die vielen, die nichts zu tun haben, hocken um mich herum, schauen mir fleißig bei der Arbeit zu und lassen mich zum soundsovieltten Male an den Fingern herzhählen, in wieviel Tagen ich zurückkäme.

5. Zurück nach São Marcos.

Am 14. August ist alles bereit. Die ganze Bevölkerung ist zum Abschied gekommen. Die Frauen schärfen mir noch einmal ein, was ich ihnen alles mitbringen solle. Mit seiner lauten, energischen Stimme gibt Pitá Befehle und erteilt das strengste Verbot, in unserer Abwesenheit in meine Hütte einzudringen. William-Linápu übernimmt die Verantwortung für meine vielen Sachen, die hier zurückbleiben, denn außer den Sammlungen nehme ich nur das Nötigste mit. Meine Habe ist sicher unter diesen grundehrlichen Leuten. Nie ist mir das geringste abhanden gekommen. Der Häuptling und sein zweitältester Sohn Mario, ein frischer, aufgeweckter Bengel von etwa zwölf Jahren, wollen die Reise mit mir machen. Als Träger habe ich außer meinen drei Jungen ein halbes Duzend Makuschí und Saulipáng und meine Wapischánaköchin.

Gegen 9 Uhr marschieren wir ab. Von der östlichen Anhöhe in letzter Sicht des Dorfes grüßen die üblichen Abschiedsschüsse nach Koimélemong hinunter. Dann nimmt uns ein groteskes Felsenchaos auf, das der tückische Stammesgott Makunáima schuf, als er hier in grauer Vorzeit Menschen und Tiere in Steine verwandelte.

Bis jenseits der Serra do Banco bleibt unser Weg derselbe wie auf der Hinreise. Die starken Regen der letzten Tage haben das Tal sehr verschlammmt. Die Bäche führen viel Wasser. Die Leute waten bis an den Hals hindurch, indem sie die Lasten und ihre Waffen auf dem Kopfe tragen. Ich

selbst reite auf den kräftigen Schultern meines Jägers Peré hinüber. In der Niederlassung Pitás trinken wir viel starkes Kaschiri, so daß der Weitermarsch auf beschwerlichem Felsenpfad über den Paß der Serra do Banco nur unter Strömen von Schweiß vor sich geht. Noch früh am Nachmittag machen wir halt in den beiden Hütten auf der andern Seite des Gebirges, wo der Makuschi Agostino und sein Bruder mit ihren hübschen, schlanken Töchtern, meinen ehemaligen Reisegefährtinnen, ihren Sitz haben. Wieder muß ein Huhn das Leben lassen. Im letzten Monat habe ich an dreißig Hühner gegessen!

Trox seines europäischen Namens und seiner Leinenhose, unter der er aber den heimischen Schurz trägt, kann unser Gastfreund kein Wort portugiesisch. Am nächsten Morgen ruft er mich zu aller Ergözen bei meinem indianischen Namen zum ersten Frühstück, dem berühmten Pfeffertopf: „Tomá jéléle Quali!“ („Komm zum Frühstück, Quali!“), und ich folge dem Ruf mit Vergnügen. Noch kurz vor dem Abmarsch bringt mir Agostino einige völkertundliche Stücke, hübsche Flechtarbeiten, Tanzrasseln und ein dickes, am oberen Teil mit Klappern aus Hirschklauen umwundenes Bambusrohr, dessen untere Öffnung durch eine Art Trommelfell verschlossen ist. Beim Tanz Muruá stößt der Vortänzer damit im Takt auf den Boden, wie mir der lebhafteste Pitá unter Gesang verdeutlicht.

Der Weg führt nun nach Osten entlang der Serra do Banco, die sich allmählich abflacht. Gleichlaufend mit ihr zieht uns zur Rechten die Hügelkette Muréiapung, benannt nach jenem sagenumwobenen „Bankesitz“, der sich auf ihrer Höhe findet. Wir durchschreiten zahlreiche Kinnjale, die vom nahen Gebirge kommen und nur der Regenzeit ihr kurzes Dasein verdanken. Beim Austritt auf die freie Savanne eröffnet

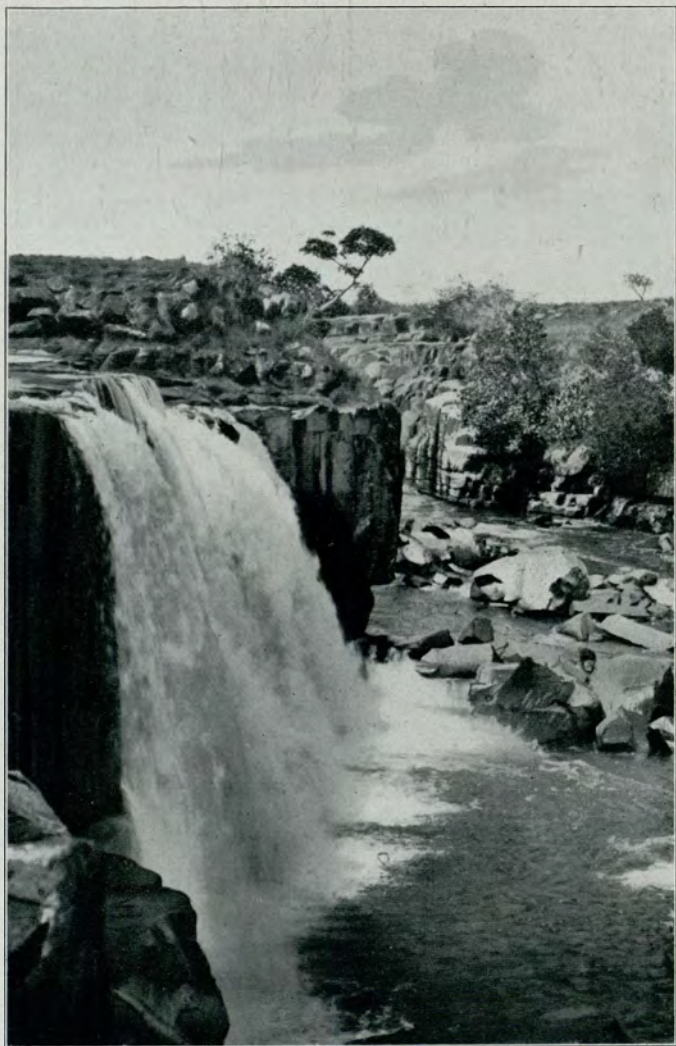
sich uns ein herrlicher Blick auf die fernen Gebirge im Norden und Nordosten. Wie ein gewaltiger Turm überragt die steile Kuppe des Sabang ihre Umgebung. Der Surumú ist nahe. Wir hören ihn brausen. Es ist Uókemelu, die Papageien-schnelle, seine größte Stromschnelle. An drei elenden Makuschihütten machen wir kurze Rast. Hier wohnt der alte Ukaliang. Seine Frau reicht mir ein gelbes, säuerlich schmeckendes Erfrischungsgetränk. Es ist aus eßbarem Kürbis hergestellt. Vielleicht hat sie es gekaut; doch was schadet das! Weiter geht der Marsch, eine kurze Strecke dicht am Ufer des Surumú entlang, der fortgesetzt Schnellen bildet. Mühsam arbeiten wir uns durch einen tiefen Sumpf und schreiten dann auf felsigem Pfad durch hügelige Gegend. Jede kleine Erhebung hat ihren Namen: Utaítai-eping, Moró-eping, Uali-liai-eping usw. Wollte man nach indianischen Gesichtspunkten kartographieren, man müßte einen Riesenmaßstab nehmen, um alle Namen unterzubringen. — Wieder kommen wir dem rauschenden Surumú ganz nahe, entfernen uns aber dann vorläufig von ihm. Er geht nach Nordosten weiter, während wir die östliche Richtung beibehalten. An einem schmalen Bach, dessen langsam fließendes Wasser fast heiß anmutet, treffen wir einen einsamen Fischer, einen Makuschi vom andern Ufer des Surumú, das einzige menschliche Wesen in dieser Graswüste. Zögernd kommt er heran und wechselt mit Pitá ein paar Worte. Mich würdigt er kaum eines Blickes. Wir müssen noch einen mit spitzen Steinen übersäten, niedrigen Höhenzug überschreiten, bevor wir an unser heutiges Ziel kommen, zwei Makuschihütten brasilianischen Stils. Der Hausherr Antonio Savari, wie Neves ihn zu taufen für gut fand, ist nicht da. Doch nimmt uns seine Frau freundlich auf und bewirkt uns nach Vermögen. Einige kleine Kinder krabbeln umher. Die älteste Tochter, einen bildhübschen, wilden



Aus der Ferne dringt ein Brausen zu uns herüber. Es ist Ruémelú, der Fall des Rué. (S. 127.)



Ein Schuttdach schirmt das einsame Grab in der Savanne. (S. 145.)



Bewundernd blickt man auf das großartige Bild des Moró-melú,
des Fischfalls. (S. 129.)

Backfisch mit feurigen, schwarzen Augen, lernte ich als Kindermädchen in São Marcos kennen. Von den zahmen Tieren stammen eine Truthahnfamilie und ein Perlhuhn sicherlich aus Neves' Hühnerhof.

Auf eine sternklare Nacht folgt ein klarer, heißer Sonntag. Wir wenden uns nun nach Süden über endlose flache Savanne, die auf beiden Seiten von niedrigen Gebirgszügen und Felskuppen eingefaßt ist. Zahlreiche hohe Termitenhaufen geben der Landschaft ein eigenartiges Gepräge.

Unsere kleine Karawane zeigt zu den verschiedenen Zeiten des Vormittags ein ganz verschiedenes Bild. In den kühlen Morgenstunden schreiten wir in geschlossenem Zug unter lebhafter Unterhaltung rasch dahin. Scherzworte fliegen von einem zum andern, hin und wieder erschallt fröhliches Gelächter. Doch die Sonne steigt höher und höher. Die Hitze wird immer drückender. Die Träger keuchen unter der schweren Last. Allmählich löst sich unser geschlossener Zug. Hier bleibt einer zurück und macht zur Erholung auf einen Hirsch Jagd, der, aufgeschreckt von dem Lärm, über den Weg sprang. Dort hocken ein paar Träger erschöpft unter einem der vereinzelt Bäume, dessen verkrüppelte Krone nur notdürftig Schatten spendet. Die glühende Luft nimmt Rede und Atem, und alles ist froh, wenn an einem Bach unter einer Baumgruppe Mittagstrast gemacht wird. Erst eine halbe Stunde später treffen die letzten Nachzügler ein und lassen sich mit ihrer Last ermattet zu Boden fallen. Eine Zigarette hebt rasch die gesunkenen Lebensgeister. Der Magen fordert sein Recht. Jeder greift gern nach dem Mahl, das unsere Köchin, die stets die erste ist, inzwischen bereitet hat, und wenn es auch nur ihre berühmte violette „Kartoffelsuppe“ ist.

Heute kürzen wir die Mittagspause sehr ab, denn unser Ziel, ein Waldstreifen, ist nahe. Es ist der Galeriewald des

Surumú, den wir kurz nach 1 Uhr erreichen. Der Fluß scheint hier tief zu sein und strömt ruhig. In einem schadhaften Einbaum, den wir im Hafen am Ausgang des vielbeschrifteten Pfades finden, fahre ich zum andern Ufer. Etwas landeinwärts liegt dort auf der Savanne der aus mehreren Hütten bestehende Wohnsitz Ildefonjos. „Alleluja“ nennt ihn der alte Gauner, der durch seine kriechende Frömmerei anfänglich die Missionare täuschte, bis auch sie seine wahre Natur erkannten. Er selbst ist heute morgen nach São Marcos gefahren. Seine ältere Frau Maria — er hat sich neuerdings noch eine junge zugelegt — bringt mir auf Veranlassung von Pitá eine Kürbisflasche voll Kaschiri.

Um 3 Uhr fahren wir ab in einem größeren Plankenboot, das dem alten Julião gehört. Pitá sitzt am Steuer, sein Sohn Mario schöpft Wasser aus, denn der alte Kasten ist leck. Als Ruderer kommt zu meinen drei Jungen, Pirokai, dem Wapischána und dem Majonggong ein Makuschí hinzu, Pedro, ein jüngerer Bruder Pitás und Ildefonjos. Auch ihn sah ich schon 1905 in Manáos. Er kennt am besten die nun folgenden bösen Stromschnellen.

Kasch geht es in südlicher Richtung den von schmalen Waldgürtel eingefassten Fluß abwärts. Nach kurzer Fahrt öffnet sich links die Mündung des Cotingo, der vom Ostabhange des Koroimagebirges kommt und von den Indianern Kuting genannt wird, während sie den Surumú Surúng nennen. Rechts tritt die Savanne unmittelbar an das hohe sandige Ufer. Vor uns im Südosten erscheint eine ferne Kuppe. Bald wird die Strömung reißend. Felsen ragen mitten aus dem Fluß auf. Unter anfeuerndem Geschrei des Häuptlings fahren wir durch die erste Stromschnelle. In ihrem gewaltigen Strudel, an dem wir scharf vorbeisaußen, wohne eine große Schlange, die die Boote auf den Grund

ziehe. Weiterhin, soweit wir blicken können, Felsen und spritzende Wogen. Aufregende Fahrt. Hestig stoßen wir auf einen Felsen unter dem Wasser. Doch wir kommen hinüber. In einem riesigen Granitfelsen steigen hier beide Ufer empor. „Pedra grande“ nennen deshalb die Brasilianer den Platz.

An einer kleinen Hütte legen wir an. Es ist ein Vorwerk der großen Viehwirtschaft Frechal weiter unterhalb. Der Knecht, ein Stammesgenosse Pitás, ist abwesend, nur Frauen mit Kindern sind da. Auf einem großen Rost brät über langsamem Feuer Ochsenfleisch. Für Perlen und andern Land überläßt man uns einige schon etwas anrühige Rippenstücke. Meine Makuschisprachkenntnisse rufen bei den freundlichen Frauen lautes Entzücken hervor. Pitá holt Kaschiri aus einer benachbarten Hütte, wo ein Onkel von ihm wohnt. Früher habe hier ein großes Sippenhaus der Makushi gestanden.

In der Nacht heilt der Majonggong im Hinterraum der Hütte ein krankes Kind. Eine Kassel hat er sich dazu aus meiner Sammlung geborgt. Pirokai vertritt die Stelle seiner Frau. Er hoßt neben ihm und zündet ihm von Zeit zu Zeit die schweren Zigaretten an, die sich Manduca zu der Kur von mir ausgebeten hat.

Früh am andern Morgen fahren wir weiter. Im Westen, nicht sehr weit, erhebt sich einsam über der flachen Savanne eine runde Kuppe, Cerro Maruai. Hinter uns, fern im Norden, erblickt man den blauen Höhenzug des „Mondgebirges“, das man von Koimélemong deutlich im Osten sieht. Die tückischen Felsen und Stromschnellen wollen kein Ende nehmen. Wieder kommt ein böser Absturz. „Wonekaiselálu“, sagt Pedro; ein Name, so lang wie die Schnelle, die er bezeichnet. Wir halten an einem Felsen und beraten uns über den besten Weg. Unterhalb in sicherem Fahrwasser kreuzt ein Kanu mit Indianern den Fluß. Wir rufen und winken,

aber die Kerle achten nicht darauf und verschwinden hinter den Uferfelsen. Wir steigen wieder ins Boot. Die Mannschaft hat die Ruder eingezogen. Wir lassen uns treiben. Nur der Steuermann hält mit seinem breiten Paddelruder das Boot in gerader Richtung. Pedro, der das verantwortliche Amt des Vorruderers hat, steht aufrecht und schaut zweifelnd voraus. Er wechselt mit Pitá ein paar hastige Worte. Mit seinem Ruder gibt er die Richtung an. So treiben wir bis an den Kopf des Absturzes. Rasch setzt sich Pedro. Ein kurzer Befehl. Mit voller Kraft werden die Ruder eingesetzt. In schwindelnder Eile geht es hinein in den Wogenschwall, vorbei an Felsen, an gurgelnden Strudeln. „Hai — hai — — hai! Já vai! já vai!“ („Hai — hai — — hai! Es geht schon! Es geht schon!“) schreit aufmunternd der Häuptling. Hestig pocht für Augenblicke das Herz — man ist noch nicht wieder an solche wilde Fahrt gewöhnt —, und schon sind wir durch. Einige Spritzer sind ins Boot gekommen, das ist alles. Wohlgefällig lachend schaut Pitá zurück auf die schäumenden Wogen.

Es kommt nun eine längere ruhige Strecke. An jeder Flußwindung hat das Wasser das Ufer, das der Strömung ausgesetzt ist, abgerissen und den Sand an der gegenüberliegenden Uferspitze angeschwemmt, so daß schroffe Sandufer mit flachen Sandbänken beständig abwechseln. Jede schärfere Biegung des Flusses zeigt dieses gleiche Bild. Der Pflanzenwuchs ist äußerst dürftig. Hin und wieder ein schmaler Streifen lichten Waldes, krüppelhaftes Buschwerk, das von vereinzelt hohen Bäumen überragt ist, meist aber die dürre Steppe in ihrer farblosen Einförmigkeit. Das Tierleben ist sehr spärlich und beschränkt sich auf einige Wasservögel, besonders weiße und silbergraue Reiher, deren Fleisch aber, wie an allen Flüssen mit weißem Wasser, tranhaltig und daher wenig genießbar

ist. Anders ist es mit den großen grünen Leguanen, die hier und da auf den Zweigen der Uferbäume ein beschauliches Dasein führen und gewöhnlich nur dem scharfen Jägerauge des Indianers sichtbar werden. Ihr Fleisch ist recht schmackhaft und zartem Hühnerfleisch nicht unähnlich.

An einer Makuschihütte auf dem rechten Ufer machen wir kurzen Halt. Ildesonsos Boot liegt im Hafen. Er kommt plötzlich selbst an und ist von kriechender Liebenswürdigkeit gegen mich. Er scheint also jetzt zu wissen, wer ich bin! Seinen Bruder begrüßt er nicht einmal. Da ich mich gar nicht um den Heuchler bekümmere, gibt er es auf und verschwindet.

Gegen Mittag fahren wir wieder unter dem üblichen Geschrei durch eine lange Stromschnelle, in der die beiden jetzt verstorbenen Benediktiner kenterten und alles verloren. Um ein Haar wäre es uns ebenso ergangen. Die heftige Strömung treibt uns auf einen Felsen. Das Boot kracht in allen Fugen. Noch im letzten Augenblick stößt es Pedro mit dem Ruder ab.

Auf dem linken Ufer liegen ein paar Hütten halbzivilisierter Wapishána. Es sind Bedienstete der nun folgenden Viehwirtschaften. Portugiesische Flüche, europäische Lumpen, Bier nach Schnaps, das ist ihre ganze Zivilisation!

Wir frühstücken auf einigen Felsen, soweit Wolken von Stechmücken, eine arge Plage des Cotingo und Surumú, uns zu einem reinen Genuß kommen lassen. Währenddessen fährt Ildesonso schweigend vorüber. Er ist tief gekränkt und dreht uns den Rücken zu. Um so besser!

Nachmittags kreuzen wir die Stromschnelle von Maruai, die letzte vor São Marcos. An einer Sandbank halten wir. Mario hat zuviel Ochsenfleisch gegessen und erbricht sich fürchterlich, ist aber nach dieser Entleerung wieder recht vergnügt.

Die Hütten der Viehzüchter folgen jetzt rasch nacheinander auf beiden Ufern. Eine weiße Frau ruft Pitá zu: „O Ma-

nuel, hast du mir nichts mitgebracht? Keine Bananen, kein Maniokmehl, keine Fische?" Es ist eine Peruanerin, die Frau des Negers Menandro, eines Angestellten von Frechal. Meine Leute ahmen ihre kreischende Stimme spottend nach. Pitá schmunzelt. — Vor einer Brasilianerhütte auf hohem Sandufer kriechen sechs nackte braune Kinder spielend auf allen vieren hintereinander her. Als wir sie anrufen, fliehen sie die steile Böschung hinauf. Der Kleinste kann nicht mit und schreit jämmerlich, bis ihn der ältere Bruder holt.

Am nächsten Morgen fahren wir an den strohgedeckten Häusern von Frechal vorüber und bald darauf in den Tacutú ein, der hier nur wenige Meter breiter ist als sein Nebenfluß Cotingo. An dem Bache Unai-ute (Maisbach), der ihm von rechts zufließt, hatte Ildefonso seinerzeit ein großes Dorf, aber seine Leute, auch Pitá, verließen ihn, weil er ein Lump war. Wir begegnen einem Dampfboot, das nach Frechal fährt, um Dohsen zu laden. Verwundert schauen uns die weißgekleideten Cavalheiros nach. Sie wissen nicht recht, was sie aus mir verwildertem Kerl machen sollen.

Der untere Tacutú hat einige bewaldete Inseln. Links münden unbedeutende Zuflüsse, die von stattlichen Mauritiapalmen begleitet sind. Das rechte Ufer ist mit lichtem Wald bedeckt. Nahe der Mündung liegt auf der Höhe des linken Ufers das sogenannte „Acampamento“, ein brasilianischer Militärposten von einigen zwanzig Mann unter einem Leutnant. Ein paar Rothosen lungern vor ihren Strohhütten herum, andere baden unten am Hafen und gröhlen uns ihr Niggerlachen nach, während wir rasch vorüberfahren.

Militärisch hat dieser Grenzposten jetzt gar keine Bedeutung mehr. Die Kommandanten haben ebensowenig zu tun wie ihre Untergebenen und treiben nebenbei einen schwunghaften Handel mit Waren, die sie verhältnismäßig billig aus

Manáos beziehen und mit gutem Gewinn an die Ansiedler absetzen, oder sie bereichern sich durch andere Kniffe. Daher ist diese Stelle auch von Offizieren aus der Hauptstadt unter Umständen gesucht. Mancher leichtsinnige Leutnant hat sich schon hier „arrangiert“ und lebt jetzt als stolzer Grundbesitzer am Rio Branco.

Acampamento gilt als Ersatz für das alte Fort São Joaquim, das im Jahre 1775 von den Portugiesen zum Schutz gegen die spanischen Einfälle von Westen her angelegt wurde. Seine Trümmer liegen nicht weit von hier am Zusammenfluß des Tacutú und Uraricuéra. Die festen steinernen Mauern sind von Gestrüpp überwachsen, lassen aber noch die Parallelogrammgestalt des alten Forts erkennen, das infolge seiner beherrschenden Lage über drei lange Flußstrecken ein strategischer Punkt erster Ordnung gewesen sein muß.

Bald liegen wir im Hafen von São Marcos. Schmidt ist sehr erfreut, da er mich noch nicht erwartet hat. Indianer haben vor zwei Tagen die Nachricht gebracht, daß wir auf dem Marsche wären.

Hermann Schmidt stammt aus Wittstock a. D. und hat ein bewegtes Leben hinter sich. Vor zehn Jahren kam er als Kolonist nach Rio Grande do Sul und ging von da in die bald aufgegebenene Kolonie Campos Sales bei Manáos. Dann wurde er Angestellter des „Museu Amazonense“ in Manáos, in dessen Auftrag er u. a. auch am Rio Branco und Tacutú lebende Tiere und völkerekundliche Stücke sammelte. Infolge Geldmangels und schlechter Verwaltung kam diese hoffnungsvolle Gründung nicht über die Anfänge hinaus. Die Bewohner des Zoologischen Gartens gingen ein oder wanderten in die Küche des notleidenden Direktors. Die schönen ethnographischen Sammlungen wurden in alle Winde zerstreut. Zwei wertvolle Signaltrommeln vom Maupés dienten den

Arbeitern als Brennholz. Hermann Schmidt aber griff wieder zum Wanderstab und wandte sich dem oberen Rio Negro zu, den er schon von einer früheren Reise her kannte. Hier folgte er meinen Spuren, sammelte am Caiary-Maupés und Itána für nordamerikanische Museen und genoß, wie ich, die unbeschränkte Gastfreundschaft meines verehrten Freundes, des trefflichen alten Don Germano Garrido y Otero in São Felipe. Dort erreichte ihn meine Aufforderung, an dieser Forschungsreise teilzunehmen. Hätten ihn nicht die schlechten Verkehrsverhältnisse am unteren Rio Negro in Sta. Izabel, dem Endpunkt der Dampferfahrt, einen ganzen Monat zurückgehalten, wäre er wohl schon in Manáos zu mir gestoßen.

Es sind wieder eine Menge Menschen hier in São Marcos, auch Gouvêa mit seinen schönen wilden Augen und Brito, der Einsiedler von Chiquiba, alle mit Winchestern bewaffnet. Die Politik spielt eine große Rolle. Auf die Nachricht, daß die Polizei sein Haus mit allem Inhalt angezündet und seine Frau gefangengesetzt hätte, war Gouvêa mit sechzig Schwerbewaffneten vom Uraricuêra in Boa Vista erschienen; aber sämtliche Behörden hatten sich beizeiten nach Manáos in Sicherheit gebracht. Das Nest sei jetzt wie ausgestorben. Man erwartet ein größeres Polizeiaufgebot, und dann wird es wohl wieder neue Reibereien geben.

Idelfonso ist nur kurz hier gewesen und dann über Land zurückgekehrt. Neves hat seinem Gevatter den Standpunkt klargemacht.

Weitere Briefe und die von mir bestellten Waren sind noch nicht angelangt. Die Verbindung mit der zivilisierten Welt ist unterbrochen. Der Fluß sinkt rasch.

Acht Tage bleiben wir in São Marcos und haben tüchtig zu tun, um fertig zu werden. Am Tage sägen, packen und

nageln wir in der kleinen Kapelle. Der Heilige möge es uns verzeihen! Bei Nacht schreibe ich Briefe und Berichte oder mache astronomische Beobachtungen bis zum frühen Morgen. In der Veranda des Wohnhauses wird wieder bei Tag und bei Nacht leidenschaftlich politisiert. Die Gäste kommen und gehen.

Am 26. August sind wir mit allem fertig; aber wie die vielen Kisten und Ballen nun flussabwärts und nach Manáos kommen sollen, ist mir vorläufig ein Rätsel. Der freundliche Sargento (Feldwebel) vom Militärposten, der in dienstlicher Angelegenheit in leichtem Boot nach Manáos fährt, nimmt wenigstens meine Briefe und ein Kistchen mit fertigen Platten mit. Das übrige stapeln wir in der Kapelle auf, die mit Wellblech bedeckt und ziemlich regendicht ist. Hier mag es bleiben im Schutze des Heiligen bis zu günstigeren Zeiten.

6. Wieder in Koimélemong.

Am nächsten Morgen fahren wir ab in einem größeren, festen Boot, das mir mein Gastfreund zur freien Verfügung stellt, denn unser altes Boot war den Anforderungen nicht mehr gewachsen und ist durchlöchert wie ein Sieb. Neves will in einigen Tagen zu Pferd nachkommen. Der Weg über Land, der in gerader Richtung geht und die Flußwindungen abschneidet, ist bei weitem kürzer, und wenn man die nötigen Träger hat, die uns leider fehlen, zieht man ihn dem langweiligen und beschwerlichen Wasserweg vor.

Der Tacutú ist an seiner Mündung ziemlich tief und strömt stark, so daß wir nur langsam vorwärts kommen. Bald wird er flacher und zeigt viele große Sandbänke. Mit Stangen stoßen die Leute das Boot in seichtem Wasser weiter.

Am 30. August lagern wir am Retiro de Marnai, einem Vorwerk von Frechal, wo der Neger Menandro seinen zeitweiligen Wohnsitz hat. Er holt uns selbst in sein Haus, das etwas landeinwärts auf freier Savanne liegt. Das gute Abendessen, das uns seine weiße lebhaftere Gattin vorsetzt, wird leider stark beeinträchtigt durch eine Tranfuzel, die die festliche Beleuchtung liefert und mir ihren Qualm in den Mund sendet, sooft ich ihn zu einem guten Bissen öffne. Menandro war unter dem Kaisertum Soldat in Cucuhj an der brasilisch-venezolanischen Grenze und kennt den oberen Rio Negro gut. An Gesprächsstoff fehlt es uns daher nicht. Er schimpft über alles, über die Regierung, über Bento Brazil, über die Missionare. Man hat die Auswahl. Wir sollen die Nacht

im Hause bleiben. Ich lehne ab und schlafe bei den Booten, wie es meine Gewohnheit ist. Aus dem ersten Schlummer werde ich durch lautes Geschwätz und Gelächter aufgestört. Der Häuptling und Pirokai sind noch einmal im Hause gewesen und haben Schnaps bekommen, den beide nicht vertragen können. Ärgerlich weise ich sie zur Ruhe.

Natürlich ist meine Stimmung am andern Morgen nicht gerade rosig, und ich fertige einen jungen Schwarzen kurz ab, der uns im Namen Menandros einlädt, ins Haus zu kommen und frische Milch zu trinken. Neves sei schon angelangt. Auch frisches Fleisch sollten wir mitnehmen. Das fehlte gerade noch, daß wir mit betrunkenen Leuten die nächste schlimme Stromschnelle durchfahren müssen, die gleich oberhalb braust! Aber es geht alles gut: Pitá und Pirokai strengen sich ganz besonders an, um den schlechten Eindruck zu verwischen.

Bei Pedra grande treffen wir am nächsten Tag eine Bande nackter und mit blauschwarzen Mustern bemalter Indianer, Monoikó, von einem Unterstamme der Makuschi, die in den Gebirgen östlich vom unteren Cotingo ihre Sitze haben. Sie sind mit ihrem alten Häuptling Peré gekommen, „um den Doktor zu sehen“. Die kräftigen Kerle, die durch rohe, breitnasige Züge auffallen, ziehen unser schwerbeladenes Boot unter wildem Geschrei rasch über die lange Stromschnelle, die bei dem niedrigen Wasserstande von Felsen starrt und noch gefährlicher ist als bei der Salfahrt. Minutenlang hängt unser aller Heil an dem fingerdicken, straffgespannten Tau: reißt es, so ist alles verloren. Kurz vor Sonnenuntergang kommen wir am Hafen des Fußpfades an. Neves und sein Freund Antonio, ein Pernambucaner, sind drüben im Hause Ildesonsos; sie laden uns brieflich zum Abendessen ein, doch wir müssen noch arbeiten. Das Gepäck wird ausgeladen, auf untergelegten Baumstämmen zusammengestellt und gut ge-

deckt. Bis gegen Mitternacht stehen wir am Meßgerät: astronomische Beobachtungen mit Hindernissen! Die Sterne verstecken sich zeitweise schamhaft hinter Dunst und Wolken. Dazu unzählige Moskiten! Hat man einen Stern endlich im Fadenkreuz, dann spürt man wohl einen plötzlichen Stich; man zuckt zusammen und muß die Arbeit von neuem beginnen. Es kommt noch viel Besuch ins Lager. Frauen bringen schweres Kaschiri, und die Unterhaltung wird immer lebhafter. Die fremden Indianer schauen uns bei unserer geheimnisvollen Arbeit zu und tauschen flüsternd ihre Ansichten aus. Ich lasse sie durch mein scharfes Glas den Mond betrachten. Sie staunen über sein „pockennarbiges Gesicht“. „Alle Sterne, auch der Mond sind Leute!“ sagt der Majonggóng, und der muß es doch wissen.

Kaum liegen wir in den Hängematten, da prasselt ein sintflutartiger Regen auf uns herab, der im Nu alles durchnäßt. Wir flüchten unter die Zelttücher, mit denen das Gepäck gedeckt ist, und erwarten, eng aneinander geschmiegt, vor Kälte zitternd den fernen Morgen. Erst mit Sonnenaufgang schließen sich die himmlischen Schleusen.

Ich lasse mich übersetzen. Ildefonso empfängt mich sehr höflich an der Spitze von einigen hundert nackten Makuschi und Monoikó, die alle festlich bemalt und mit Schmuck behängt sind. Ein junger schlanker Bursche hat sich besonders fein gemacht. Auf dem Kopf trägt er eine Krone aus grünen und roten Papageiefedern, die hinten von zwei langen Schwanzfedern des roten Urára überragt werden. Die durchbohrten Ohrläppchen und die Nasenscheidewand zieren halbmondförmige Silberplättchen, die durchlochte Unterlippe ein Muschelglöckchen mit langem Baumwollgehänge. Dicke Bündel weißer Perlenschnüre umschließen den Hals, breite Manschetten aus weißen Perlenschnüren die Handgelenke und die Beine über

den Fußknöcheln. Unter den Knien sind die Beine mit weißen Baumwollschnüren fest umwickelt, deren Enden lang herabhängen. Die Oberarme sind geschmückt mit runden Stücken Schnecken- oder Schildschale, deren braune Oberfläche so abgekraht ist, daß geschmackvolle Muster stehen geblieben sind. Die Baumwollschnüre, die zur Befestigung dieses hübschen Zierates dienen, reichen bis zu den Knien herunter. Eine größere Anzahl weißer Baumwollschnüre bilden den Hüftgurt, von dem der Scham- oder Schurz aus starkem blauem Zeug lang herabwallt. Der schöne Körper des Stufers glänzt von roter Farbe.

Langsam gehe ich, jedem einzelnen die Hand reichend, die Reihe brauner Menschen entlang bis zum Hause Idesonsos, das sich in seiner Bauart und inneren Einrichtung von der Wohnung eines brasilianischen Ansiedlers nicht unterscheidet. Die Tür ist ganz mit Bildern aus englischen und deutschen Zeitschriften besetzt, Erinnerungen an Ernst Me, dessen Wegbereiter der Oberhäuptling war. An zivilisiertem Tisch, der mit einem weißen Tuch bedeckt ist, halten wir mit zivilisierten Löffeln, Messern und Gabeln von Porzellantellern ein recht zivilisiertes Mahl, Ochsenfleisch in verschiedener Zubereitung.

Auch die fremden Indianer, die mich hier zum erstenmal sehen, sind von der größten Liebenswürdigkeit gegen mich. Der Häuptling der Monoikó lädt mich ein, sie in ihren Dörfern zu besuchen, und ist ganz traurig, als ich ihm erkläre, daß ich keine Zeit hätte. Ein alter Wapischána vom Tacutu setzt sich zu mir und erzählt mir lange Geschichten in seiner harten Sprache, von den Aturai, Tarumáng und andern Stämmen östlich seiner Heimat. Wie gern würde ich mit ihm ziehen, um auch diese Gegenden und ihre Bewohner kennenzulernen, über denen noch ein geheimnisvoller Schleier liegt!

Kurz nach Mittag marschieren wir ab mit dreißig Träger und Trägerinnen und kommen gegen 4 Uhr am

Wohnsitz des Makuschi Antonio Tauari an. Der Weg kommt mir heute viel kürzer vor. Pirokai sagt: „Jeder Weg, den man noch nicht kennt, erscheint einem länger“, und er hat recht. Neves, Antonio und Ildefonso sind uns zu Pferd gefolgt.

Hinter den Hütten des alten Ukaliáng, wo wir am nächsten Tag Mittagsrast machen, schlagen wir einen andern Pfad ein, der in nordwestlicher Richtung über einen Ausläufer der Serra do Banco unmittelbar zur alten Niederlassung Pitás führt. Nach beschwerlichem Marsch über felsiges Hügel land kommen wir dort an.

Am Ufer eines kleinen Baches finden meine Leute acht große längliche Eier mit harter, weißer, etwas rauher Schale. Sie stammen vom Jacaretinga, dem kleinen eßbaren Alligator. Das Nest ist ein Haufen trockener Blätter, nur dem geübten Indianerauge erkennbar. Im Uferschlamm sind ganz frische Spuren. Das Tier muß in der Nähe sein. Die Indianer ahmen täuschend seinen halblauten Lockruf nach, aber vergeblich.

Ein Kilometer vor dem Dorf erwartet uns die Wapischánaköchin mit einigen großen Kürbisflaschen voll Kaschiri. Der fürsorgliche Pitá hat sie geschickt. Schmidt, der sich gestern die nackten Füße wund gelaufen hat, ist den letzten Teil des Weges auf Ildefonsos Pferd geritten. Jetzt hat er Blasen an einem andern Körperteil und schimpft auf den armen Gaul.

Viele Leute von Koimélemong sind da, um mich schon hier zu begrüßen. Sie freuen sich, mich wiederzusehen, denn „alle Leute haben den Doktor gern“, wie Pitá immer wieder mit lauter Stimme versichert. Ich bin stolz auf das Lob. Leider bringen sie auch traurige Nachrichten mit. Während unserer Abwesenheit sind drei Saulipáng gestorben, zwei Alte, darunter der Schwerkranke mit dem „geweihten Tier“ im Leib,

und einer meiner jungen Freunde, der Sohn des einen Zauberarztes. Sie sollen von „Kanaimé“ getötet worden sein, so sagt man mir, wahrscheinlich von Pischaukó, den Erbfeinden der Taulipáng, deren Überbleibsel sich im Quellgebiet des Surumú weitab im dichten Wald ohne Verkehr mit andern Stämmen herumtreiben sollen.

Am nächsten Tag kommen wir frühzeitig in Koimélemong an. Wieder treffen wir eine gute Strecke vor dem Dorf ein Häuflein Kaschirijungfrauen. Der Empfang ist ebenso feierlich wie bei meiner ersten Ankunft. Wohl fünfhundert Hände und Händchen müssen wir schütteln. Es sind schon zahlreiche Festgäste erschienen und mehr noch werden erwartet.

Das Auszahlen der vielen Träger und Trägerinnen ist, wie immer, eine schwierige Sache, da der eine dies, der andere das haben will. Zum Schluß sind alle zufrieden, da ich viel besser bezahle als die Gutsbesitzer. Die fremden Indianer kehren sofort in ihre Heimat zurück. „Diese Monoikó sind Kanaimé!“ sagen die hiesigen. Natürlich!

Am 6. September reiten die beiden Brasilianer mit Ildesonso zurück. In sausendem Galopp sprengen sie über den Dorfplatz und hinaus auf die Savanne, wobei Antonio zum allgemeinen Ergötzen vom Pferd fällt. — Ich bin nicht traurig über den Abschied, denn sie störten sehr das Gesamtbild. Auf meinen halbzivilisierten Pirokai übten sie einen entsittlichenden Einfluß aus, aber nach einigen mehr oder weniger freundschaftlichen Ermahnungen wird er wieder vernünftig. Die Taulipáng hielten sich in diesen Tagen scheu zurück. Auch Pitá ließ sich wenig sehen. Er ging seinem verhassten Bruder aus dem Weg, der sich überall breit machte und als den Oberhäuptling aufspielte.

Es kommen noch Hunderte von Indianern, von ihren Häuptlingen geführt, in einzelnen langen Zügen an, manche

im Tanzschritt, bemalt und reich geschmückt, hübsche Diademe auf den schwarzen Köpfen oder im grotesken Parischerakostüm, Makuschi, Wapischána und Saulipáng vom Parimé, Majorah, Cauamé, Uanarú, zum Teil weit her. Bei unserer Ankunft haben wir das Volk gezählt. Es waren 160 Männer, 169 Weiber, 96 Knaben, 75 Mädchen und 53 Säuglinge, im ganzen also 553 Personen. Jetzt sind es weit mehr, wohl an tausend.

Pitá hat das Fest hinausgezögert, bis die unliebsamen Besucher weg waren. Am 7. September beginnen die Tänze in der bekannten Weise.

Pitás Festtracht verdient beschrieben zu werden. Mit einigen Sachen, die ich ihm schenkte, hat er sich wunderbar zurechtgemacht. An einer alten Offizierschärpe, die seine Lenden umgürtet, hängt ein Infanterie Seitengewehr. Auf seine graue Zwilchjacke hat ihm seine Frau stolze Pionierepauletten genäht. Auf dem Kopf trägt er eine Kadefahrermütze. Die Marke, die das Futter trug, hat er vorn an die Mütze geklebt, und so prangt über seinem ewig lachenden, schlauen Gesicht die bezeichnende Inschrift „Tip-top“!

Das Fest nimmt einen sehr ordentlichen Verlauf. Schon abends gibt es kein Kaschiri mehr, und um 11 Uhr nachts ist der Parischerá zu Ende. Dann tanzen wir „Ararúya“ bis zum andern Morgen. Am Mittag sind fast alle Gäste verschwunden. Es ist zu wenig Nahrung hier für so viele Menschen.

Der alte Häuptling von Maloka Bonita, der „Engländer“, wie wir ihn nennen, wollte mich durchaus mitnehmen zu einem weiteren großen Tanzfest, das in seinem Dorfe stattfinden soll, aber ich habe genug.

Was soll ich von den folgenden Tagen viel erzählen? Sie waren ebenso schön, ebenso friedlich, aber auch ebenso arbeitsreich wie bei meinem ersten Aufenthalt in Koimélemong.



Der Stufenfall Muréi-melú des Kukénáng. (S. 132.)



Laulipång-Träger. (C. 134.)



Ein Adoptivkind. (C. 149.)

Nicht die „Wilden“ waren es, die uns manchmal quälten, nicht die Stechmücken, die von Tag zu Tag weniger wurden, nein — eine der neuesten Errungenschaften der Zivilisation, von der die Forschungsreisenden vor zwanzig Jahren noch nichts ahnten, der Kinematograph!

Tag für Tag plagen wir uns mit dem schweren Kasten ab, der anfangs allen unsern Bemühungen spottet. Obwohl wir jede Vorschrift genau beachten, verwickelt sich nach wenigen Metern der Film. Das unbrauchbar gewordene Stück muß abgeschnitten und sofort verbrannt werden, damit die Indianer kein Unheil anrichten. Die gutmütigen Leute harren geduldig in der glühenden Hitze aus, sie halten mit ihren Tänzen, mit ihren Arbeiten inne, bis ich eine neue Kassette eingesetzt habe. Ich kurbele weiter, und schon wieder stockt die Geschichte. So geht viel Material, viel Zeit, viel Geduld verloren. Die Filme müssen sofort nach dem Belichten aus der Kassette genommen und, mit Stanniol umwickelt, in Blechdosen verpackt werden. Halbnackt hocke ich in dem engen Dunkelkammerzelt, einem Schwitzbad in des Wortes verwegenster Bedeutung, denn schon draußen sind es um die Mittagszeit 35 Grad Celsius im Schatten. Lange nach Mitternacht kommen wir häufig erst zur Ruhe, und noch im Schlafe kurbeln wir weiter.

Schmidt ist mir ein getreuer Gehilfe, aber diese mannigfache Arbeit unter einem solchen Gewimmel von Menschen ist fast zuviel, selbst für zwei, die Tag und Nacht arbeiten, wie wir es jetzt meistens tun. Dazu kommt, daß man bei den sehr anstrengenden, nervenaufreibenden Laufbildaufnahmen keinen Erfolg sieht, der einen immer wieder anfeuern würde, da man die Filme hier nicht entwickeln kann und alles dem Zufall überlassen muß.

Um so schöner sind die wenigen Erholungsstunden an den herrlichen Sommerabenden. Ein weicher und doch erfrischender Wind streicht nach der Hitze des Tages von Osten her schmeichelnd über die ausgedörrte Savanne. Der Vollmond streut in grellem Wechsel Licht und Schatten über den weiten Dorfplatz. Die Gebirge im Norden stehen in Flammen. Indianer, die vom Koroïma kamen, haben das dürre Gras angezündet. Seit Tagen haben wir die prächtigste Festbeleuchtung: Feuerschlangen kriechen die Abhänge hinan, vereinigen sich hier zu einem düster leuchtenden Flammenmeer und scheinen sich dort zu fliehen, wo ein breites Thal sie trennt. Unermüdlieh zirpen die Grillen; der einzige Laut aus der schweigenden Savanne. Vom Ende des Dorfes ertönt unterdes schauerlicher Gesang; dort heilt der Zauberarzt einen Fieberkranken.

Lang ausgestreckt liege ich auf dem Boden, der eine Wärme ausstrahlt wie eine Ofenplatte. Ich schaue den Spielen der Kinder zu oder unterhalte mich mit den begabten Frauen und Mädchen, die bei mir Sprachunterricht nehmen. Sie renken sich fast die Zunge aus beim Nachsprechen der schweren Wörter, die ihnen durch die ungewohnte Häufung der Konsonanten so hart vorkommen. Ihr lustiges Gelächter will kein Ende nehmen. Für alles wollen sie die deutschen Namen wissen, für Mond und Sonne, für alle Sterne, für jeden Teil des Körpers. Sie fragen mich nach den Namen meines Vaters, meiner Mutter, meiner Frau, meiner Kinder; ob ich im Gebirge oder in der Ebene wohne; was für Tiere der Erde, des Wassers und der Luft in meiner Heimat vorkämen; ob man dort sterben müsse; ob es dort auch *Piasang* (Zauberärzte) gebe, und noch vieles andere. Dann muß ich singen; es ist wie einst am *Maupés*. Und was für schöne Lieder singe ich! „Annemarie, wo willst du hin...“, „Gausen ist das Allerbest...“, „Ich ging

mal bei der Nacht . . .“ — Die hören sie freilich nicht von den Missionaren!

Fröhlichkeit, Friede herrscht im ganzen Dorf. Hier gibt es keinen Zank und Streit, nicht zwischen den Alten, nicht zwischen den Jungen. Diese harmlosen braunen Leute haben unvergleichlich mehr innere Kultur, als die halbblütigen Brasilianer, die vorgeben, sie zu zivilisieren!

Bald nach 8 Uhr verabschieden wir uns voneinander mit freundlichem „ataponténg manó!“ — „ataponténg pipi!“ „Gute Nacht, Schwester!“ „Gute Nacht, Bruder!“ Die Bürgerschaft geht zur Ruhe, und für uns beginnt wieder die Arbeit.

Am 15. September nach Einbruch der Dunkelheit kommt Pater Bonaventura, der Vorsteher der Benediktinermission, mit einem Haufen Indianer und einem plumpen Ochsenkarren eigenen Fabrikates. Sie sind auf dem Wege nach Chiquiba, um Waren zu holen, die dort lagern. Pater Bonaventura ist Flamländer, ein feiner lebhafter Mann. Er hat den Kopf voll großer Pläne, ein unermüdlicher Arbeiter und leidenschaftlicher Jäger. Seine Ausdauer auf dem Marsch ist selbst bei seinen Indianern gefürchtet. Freundlich lädt er mich ein, die Mission am oberen Surumú zu besuchen und recht lange dort zu bleiben.

Am andern Tag frühmorgens zieht er mit seinen Leuten ab. Einer meiner Jungen, der ihm eine vergessene Hose nachgetragen hat, meldet, der Ochsenkarren sei im nahen Bach umgekippt, und das ganze Maniokmehl sei durchnäßt. Die Indianer lachen; Schadenfreude ist doch die reinste Freude.

Kaum ist der Pater weg, da kommt ein Neger angeritten, ein Gutsbesitzer vom Uraricuéra. Er ist sichtlich enttäuscht, mich noch hier zu finden, und hat eine lange Unterredung

mit Pitá. Er will Leute haben, die ihm aber der Häuptling
rundweg verweigert, mit der Angabe, ich brauchte jetzt alle
Leute für die Reise zum Koróima und später nach São Mar-
cos. Gegen Mittag reitet er weg, ohne von uns Abschied zu
nehmen.

7. Zum Koroima.

Unsere lange geplante Koroimareise soll nun endlich zur Ausführung kommen. Seit Tagen dreht sich die ganze Unterhaltung darum. Mit großen Vorbereitungen brauchen wir uns nicht aufzuhalten, da wir nur das Notwendigste mitnehmen, ein paar Kisten mit Tauschwaren und die verschiedenen Apparate nebst Zubehör.

Am 19. September herrscht schon lange vor Tagesanbruch reges Leben im Dorf. Wir rüsten zum Abmarsch. Vorher gibt es noch eine kleine Aufregung. Eine Klapperschlange hat sich in der Nacht nahe an eine der äußeren Hütten geschlichen. Indianer speißen sie mit einem Fischpfeil und töten sie dann durch einen Schlag über das Rückgrat. Es ist ein großes Exemplar mit acht Schwanzringen. Zum Glück sind diese Tiere hier selten, besonders im Sommer.

Gegen 8 Uhr brechen wir auf unter dem üblichen Jubelgeschrei, dem Blasen mehrerer Kindertrumpeten und dem Tuten der Signalhufe des Häuptlings. Es sind wohl dreißig Menschen, groß und klein, die mich begleiten. Pitá nimmt seine ganze Familie mit. Auch Freund „Theodoro“ ist dabei mit seiner Frau. Er ist ja der Häuptling über die nun folgenden Siedlungen. Bis weit vor das Dorf haben sich alle Zurückbleibenden aufgestellt, um uns Lebewohl zu sagen. Wir durchschreiten den kleinen Bach, der Koimelemong umfließt, und erreichen in einer halben Stunde den Surumú. In einem Kanu setzen wir über. Von hier aus beginnt das alte Gebiet der Taulipáng. Der Surumú bildet die Grenze zwischen ihnen

und den südlichen Stämmen, Makuschi und Wapischána. Der Weg geht in nördlicher Richtung weiter und durchschneidet eine Reihe niedriger Hügel, die von den Makuschi und Taulipáng Kamará genannt werden. Sie sind gekrönt von riesigen Felsen in länglicher Gestalt, die aufrecht nebeneinander stehen, als hätte sie Menschenhand errichtet. Eine Gruppe täuscht aus der Ferne eine Burgruine vor. Um Mittag erreichen wir Doyalemóng, eine runde Hütte nebst Schuppen. Freundlich begrüßt uns der Hausherr, Taulipáng Antonio, den ich wegen seiner Zuverlässigkeit und seiner langen Beine zweimal als Eilboten nach São Marcos schickte. Wir kommen heute nicht weiter. Meine Leute wollen Kaschiri trinken, das in mehreren großen Kürbisflaschen schäumt. Ich habe keine Gile. Warum sollte ich ihnen das Vergnügen nicht gönnen? Morgen steht uns ein heißer Tag bevor. Wir kommen in die Gebirge und haben einen starken Tagemarsch bis zur nächsten Niederlassung. Ein alter Hahn wird geschlachtet — für fünfundzwanzig hungrige Männer. Dazu gibt es Pfefferbrühe und Maniokfladen.

„Süßes Nichtstun“ in den Hängematten. Ein glühend heißer Wind fegt über die dürre Savanne, die an vielen Stellen in Flammen steht. Pitá zeigt mir, wie sie sich erfolgreich für Jagd und Fischfang machen. Samen oder auch Rinde, Blätter und Wurzeln gewisser Bäume, waiking-epig, moró-epig usw. („Hirschmittel, Fischmittel“) werden fein gestoßen und mit Wasser angerührt. Dann nimmt er einen aus Palmfasern gedrehten Strick von der Vierteldicke eines kleinen Fingers, der am unteren Ende lang und breit auseinandergefranst ist. Am oberen Ende ist eine einzelne Palmfaser angebunden. Diese steckt er in die Nase und zieht sie unter fürchterlichem Köcheln und Rülpsen in den Rachen und dann aus dem Mund heraus. Darauf reibt er den Strick und das Faser-

büschel tüchtig mit dem Zaubermittel ein und zieht das Ganze an dem dünnen Ende mit einem scharfen Nuck durch Nase und Mund. Ein scheußliches Verfahren, bei dem auch den Unbeteiligten die Augen übergehen! „So mache ich es“, sagt der Häuptling, „und Peré und viele andere, auch Taulipáng. Andere, die es nicht tun, bleiben erfolglos.“

Süßes Nichtstun! Die Kinder — wir haben eine ganze Anzahl bei uns — spielen. Der eineinhalbjährige jüngste Sohn Pitás spielt mit Vorliebe „Reiter“ und „Ochsentreiber“. Er reitet auf seinem älteren Bruder oder zieht ihn an einem Strick um den Hals hinter sich her. Der Kleine hat auch seine eigene Sprache. So sagt er für „Trinkwasser“, das im Makuschi wie alles Wasser tuná heißt: kúkú. Von seinen Eltern und Geschwistern wird ganz wie bei uns sein Kauderwelsch verstanden.

Gegen Abend gehen wir zum nahen Miáng, der zwischen der Niederlassung und dem Mairaragebirge fließt und sich weiter unterhalb in den Surumú ergießt. Wir fahren im Kanu zu einer Stromschnelle, wo wir ein köstliches Schwimmbad nehmen.

Nach Sonnenuntergang führe ich einer dankbaren Zuhörerschaft Operettenmelodien und Märsche mit dem Phonograph vor. So geht der erste Reisetag würdig zu Ende.

Am andern Morgen machen wir uns früh um 5 Uhr auf und marschieren zunächst in nördlicher Richtung am rechten Ufer des Miáng entlang, wenden uns aber bald nordwestlich in die Gebirge hinein. Der Miáng wird hier durch mächtige Felswände stark eingengt und bildet einen donnernden Fall, über den größere Fische nicht hinaufkommen. Imán-tepe nennen ihn die Taulipáng. Ihr Stammesheros Makunaima hat hier große Fische, die flussaufwärts ziehen wollten, in Steine verwandelt.

Es ist ein beschwerlicher Marsch zwischen hohen Felsen auf kaum erkennbarem Pfad, der mit scharfem Quarzgeröll bestreut ist. Steil geht es bergauf, steil bergab und doch immer allmählich ansteigend, in raschem Indianerschritt, bald im Sonnenbrand der Savanne, bald im Schatten kleiner Waldinseln, die in die Täler eingebettet sind. Große über spannenlange und fingerdicke Tausendfüßer kriechen hier über den schmalen Pfad, den geheimnisvolles Blättergewirr begrenzt. Bisweilen hüllt uns betäubender Duft ein von Blüten, die wir nicht sehen, meist aber beengt dumpfmodrige Luft die Brust. Quer über dem Weg liegt mancher Urwaldriesen, dessen eisenhartes Holz der Art widersteht, gefällt von den winzigkleinen, weichen Termiten; ein Rätsel der Natur. Nirgends wird man so an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnt wie im Tropenwald. — Viele Bekannte von meinen früheren Reisen sehe und höre ich wieder, farbenprächtige Schmetterlinge, an denen die Savanne so arm ist, und Vögel mit lockenden, klagenden und spottend-gellenden Rufen.

Wir treten hinaus auf die freie Höhe und stehen überwältigt von dem herrlichen Anblick der unzähligen fernen und nahen Gebirge, zwischen denen sich der Miáng in stufenweisen Wasserfällen seinen Weg sucht.

Von jeder Anhöhe eröffnen sich neue Ausblicke, aber man kann alle diese Schönheit während des Marsches nicht recht genießen. Der geblendete Blick muß scharf auf den Weg gerichtet sein, damit man nicht ausgleitet und Hals und Beine bricht. Meine Stiefel sind so oft naß geworden und in der heißen Sonne wieder getrocknet, daß sie ihre Form ganz verloren haben. Die Absätze sind an der Seite hochgeschoben, und die Sohlen hängen in Fetzen.

Gegen Mittag kommen wir an die Mündung des Zama, eines rechten Nebenflusses des Miáng. Hier gäbe es viele

große Jaguare, sagen die Indianer. Wir gehen ein Stück an seinem rechten Ufer hin und durchschreiten ihn dann. Weiter geht es nach Nordwesten über mehrere steile Höhenzüge. Zur Rechten, abseits von unserm Weg, liegt ein rundes Haus am Rande eines Wäldchens. Es ist der Wohnsitz Katúras, der außer seinem ärztlichen Ruf den Vorzug hat, zwei bildhübsche Töchter zu besitzen. In einem zweiten Haus, an dem wir bald darauf vorüberkommen, bleibt ein junges Ehepaar aus unserer Begleitung. Nochmals müssen wir eine steile Anhöhe überschreiten, bevor wir an unser heutiges Ziel gelangen, die Niederlassung Ingámela, am rechten Ufer des gleichnamigen Baches, eines linken Zuflüßchens des Záma. Wir schlafen im Uferwald. Im Hause liegt ein todtkranker Jüngling. Unsere Leute, die etwas flussaufwärts fischten, hätten einen „Kanaimé“ schreien hören, erzählt Theodoro beim Abendessen. Man merkt deutlich, wie diesen Bewohnern der freien Savanne der düstere Wald unheimlich ist; uns geht es jetzt ebenso.

Das Geheul zweier Zauberärzte schallt die ganze Nacht zu uns herüber. Man hat noch einen anerkannten Fachmann hinzugezogen, einen Zauberarzt aus der Mission, vier Tage weit von hier. Die St.-Benedictus-Medaille hängt ihm auf der nackten Brust!

Gegen Morgen wird es empfindlich kühl. Bei Sonnenaufgang haben wir erst 18 Grad Celsius. Um 7 Uhr marschieren wir weiter in nördlicher Richtung und ersteigen die lange Kette Aruanang, die, wie alle diese Gebirgszüge, westöstlich verläuft und im Osten von der weithin sichtbaren Kuppe Sabang, dem höchsten Gipfel der Wasserscheide, überragt wird. Von der Höhe überblickt man den ganzen Süden bis über die Serra do Mel hinaus. Freudig zeigen sich meine Indianer die ferne Heimat. Steil hinab führt der Weg über eine Anzahl kleiner Bäche in das breite, mit üppigem Pflan-

zenwuchs erfüllte Tal des Miáng, der, nur noch ein schmaler Gebirgsbach, auf einem Baumstamm überschritten wird. Aus kühlem Waldesschatten klettern wir wieder aufwärts über sonnenglühende Savanne. Wie gestern zünden wir während des Marsches das dürre Gras an. Bei dem frischen Wind verbreitet sich das Feuer mit rasender Geschwindigkeit und erweckt Erinnerungen an die Leidenschaft meiner Flegeljahre, nur braucht man hier nicht vor dem Flurschütz auszureißen.

Um 11 Uhr erreichen wir das auf luftiger Höhe gelegene Haus des kleinen Taulipánghäuptlings, der heute den ganzen Tag vor mir her ging und mich auf alles aufmerksam machte. Seine Frau ist schon mehrere Tage hier und hat reichlich für Kaschiri gesorgt. Nachmittags kommen noch einige Taulipáng von einer nahen Niederlassung. Sie bringen uns eine frischgeschossene Páca (Nagetier: Coelogenys), einen leckeren Bissen. Ich habe ein wenig Fieber, wahrscheinlich Erkältung vom Ingámela. Man ist den starken Temperatursturz, 20 Grad Celsius und mehr, nicht gewöhnt. Ich schlafe daher mit einigen zwanzig Menschen in dem dumpfen, rauchigen und sehr staubigen kleinen Haus. Schmidt versucht, im Freien zu übernachten, wird aber durch heftiges Gewitter mit Sturm und Platzregen unsauft aufgeschreckt und flüchtet mit einem weiteren halben Duzend von unseren Leuten ebenfalls in die Dunsfbude.

Der 21. September ist Ruhetag. Wir müssen Maniokfladen backen lassen als Wegzehrung für die Weiterreise, denn bis zum Koroima sollen es noch vier bis fünf Tage sein, (und die Gegend ist sehr schwach bevölkert. Dazu kaufen wir mehrere Lasten Bananen und geröstetes Wildbret, Tapir und Hokkohuhn. So können wir es schon aushalten.

Wir sitzen hier mitten in einer großartigen Gebirgsgegend, die uns heute ihre ganzen Reize enthüllt, da das gestrige

schwere Gewitter die Luft gereinigt hat. Vor uns im Süden erstreckt sich, von den beiden hohen Gebirgszügen begrenzt, das weite Tal des Miáng. Dicht hinter uns im Norden erhebt sich die Kette Yaró mit ihren schroffen Felsabhängen. Sie ist stellenweise mit niederm Wald bedeckt. Ihr tafelförmig abgeflachter Kamm schließt fast horizontal ab. Sie bildet die Wasserscheide zwischen Surumú und Caróni und damit zwischen Amazonas und Drinoko.

Am nächsten Morgen liegt die Yarókette wie eine unbezwingbare Wand vor uns. In nordwestlicher Richtung steigen wir hinan über einen Paß, der den senkrechten Sandsteinwall unterbricht. Es ist eine scharfe Kletterei, zuerst auf engem Waldpfad, dann über die mit riesigen Felsen bedeckte Gebirgsfavanne, aber die unbegrenzte Fernsicht über das herrliche Landschaftsbild im Osten, Süden und Westen lohnt reichlich den beschwerlichen Aufstieg. Die Aussicht nach Norden und Nordosten bleibt vorläufig verdeckt durch die höheren Erhebungen dieser eindrucksvollen Wasserscheide, die zugleich die Grenze zwischen Brasilien und Venezuela und einen Teil der sogenannten Serra Pacaraima der Karten darstellt. Sie bildet eine scharfe Grenze im Gestein. Während südlich davon Granit mit reichen Gneislagern vorherrscht, begegnen wir nun fast ausschließlich rötlichgelbem Sandstein mit Quarz untermischt, in dem sich häufig hübsche wasserklare Kristalle finden. Hier und da liegen abgerundete Blöcke Jaspis von verschiedener Färbung, rot, grün, blaßviolett und bunt marmoriert, oft in phantastischen Formen. Makunaima hat hier an Menschen und Tieren seine Zauberkünste geübt.

Wir steigen nur wenig abwärts und schreiten dann über eine öde Hochfläche. Im Westen ist alles in Rauch gehüllt. Ganze Gebirgszüge stehen in Flammen. Die Indianer entzündeten während des Marsches die Streichhölzer, die sie von

mir im Tausch erhalten haben, und werfen sie zur Linken in das dürre Gras. Der Ostwind tut das übrige. Ofters sieht man, wie sich Rauchhosen entwickeln, die eine Strecke mit großer Schnelligkeit dahinziehen und sich dann auflösen. Die Indianer unterscheiden zwei Arten, eine harmlose Kuranaú und eine gefährliche Wakalámbö, vor der sich die Leute platt auf den Boden werfen oder an Bäumen festhalten müssen, um nicht von dem heftigen Wirbelwind mitgerissen zu werden. Wakalámbö spielt in ihren Mythen eine Rolle. Auch einer der Brüder ihres Stammesheros führt diesen Namen.

Links am Wege stand noch vor wenigen Jahren ein Indianerhaus. Es ist niedergebrannt. Deutlich erkennt man den kreisrunden Grundriß. Wir pflücken einige eßbare Kürbisse, die üppig am Boden wuchern. Nicht weit davon, am Rande eines Waldes, liegt eine verfallene Hütte. Sie gehörte dem Brasilianer Pinto Peixoto, der hier einen Sommer lang mit Indianern Balatá, eine Art Kautschuk, sammelte. Er habe seine Leute betrogen, deshalb seien sie ihm weggelaufen. Das alte Lied!

Der Wald, in den wir nun eintreten, begleitet den Katá, ein Zuflüßchen des Kufenáng, das erste Drinokowasser. Wir überschreiten ihn auf einem Baumstamm und machen an seinem rechten Ufer Mittagsrast. Eine Rotte Wildschweine wird gemeldet. Pitá erbittet für sich mein Winchester. Sieben Jäger eilen weg. Drei Schüsse fallen. Ohne Beute kehren sie zurück. Pitá lacht verlegen. In der Aufregung kam er mit dem Laden nicht zustande, und die Schwarzkittel warteten nicht so lange, bis er fertig war.

Der Weitermarsch führt zunächst am rechten Ufer des Katá entlang auf wenig betretenem Pfad, der verwachsen und voll hochstehender Wurzeln ist. Bald verlassen wir den Wald und erreichen ein rundes Haus auf niedriger Erhebung. Die

Niederlassung heißt Milikupö, Krebssee, nach einer kleinen, jetzt halb ausgetrockneten Lagune am Fuße des Hügels. Das Haus ist mit Matten und Holzschichten verrammelt. Die Bewohner sind auf Reisen. Meine Leute entfernen den Verschuß, und wir dringen ein. Plötzlich springen sie wie besessen umher, streifen mit beiden Händen an ihren nackten Beinen herunter und rennen lachend ins Freie. Flöhe! Noch niemals habe ich so viele beisammen gesehen! Unsere Katihosen sind ganz schwarz davon. Schleunigst flüchten auch wir.

Nach Sonnenuntergang sinkt die Temperatur rasch. Ein scharfer Wind weht aus Süden. Fern im Norden leuchtet Feuerschein.

Auf eine kalte Nacht folgt ein klarfrischer Morgen. Mit dem ersten Sonnenstrahl marschieren wir ab. Alles ist in gespannter Erwartung. Heute sollen wir den Koroima sehen! Wir ersteigen eine steile, ostwestlich ziehende Sandsteinkette, die nach Süden in Terrassen abfällt. Keuchend klimmen wir zum Rand empor. „Koroima! Koroima!“ jubeln die Indianer. Noch in weiter Ferne, aber in der klaren Luft deutlich sichtbar, liegt das Ziel vor uns. Trunken schweift der Blick über das weite Hochland und haftet auf der gewaltigen Koroimagruppe, die hoch über ihre Umgebung hinausragt und durch ihre eigenartige Form überrascht. Riesigen Felsburgen ähnlich erheben sich zwei Felskolosse, durch einen tief eingeschnittenen Gebirgssattel voneinander getrennt, etwa 1500 Meter hoch über das umgebende Tafelland. Der westliche Felsen wird von den Indianern Kufenáng genannt, der östliche ist der eigentliche Koroima. Beide sind äußerlich fast gleich an Gestalt, zwei Sandsteinwälle mit abgeflachtem Gipfel und am oberen Teil senkrecht abfallenden Wänden. Weiter im Norden türmen sich der Riesenkegel des Marimá, der breite Block des Iwalekálina und andere ähnlich geformte Tafel-

berge empor, die sämtlich zur Koroimagruppe gehören. Es ist ein unbeschreiblich großartiges Bild, das man niemals vergißt, wenn man es einmal gesehen hat!

Zögernd reißen wir uns los und schreiten in nördlicher Richtung allmählich abwärts und über eine Hochfläche. Sie ist von einem Sumpf eingenommen, der im Hochsommer größtenteils austrocknet. Der Bach Kuaimá durchfließt ihn und verliert sich stellenweise in ihm. Er hat seinen Namen von den zahlreichen Mauritiapalmen (kuai), die in ihrer stolzen Schönheit immer wieder das Auge entzücken. Es ist ein anstrengender Marsch. Die Träger springen trotz ihrer schweren Last gewandt von einem Grasinseln zum andern. Wir ungeschickten Europäer sinken mehrmals zur Freude der Indianer bis an den Bauch in den braunen Schlamm. Bald gelangen wir in das Tal des Kukenáng, der von einem schmalen Gürtel lichten Waldes eingefaßt ist. Er ist hier etwa 25 Meter breit, aber anscheinend recht tief. Im Hafen liegt ein Rindenboot, klein wie ein Kinderspielzeug. In schwankendem Einbaum, den einer meiner Taulipáng vom andern Ufer holt, setzen wir über und lagern im Wald, geplagt von unzähligen Stechmücken, die auf der freien Savanne jetzt gänzlich fehlen.

Der Kukenáng kommt vom gleichnamigen Felsen der Koroimagruppe, fließt zunächst nach Süden, nimmt dann eine westnordwestliche Richtung an und vereinigt sich mit dem Yuruani, der auf der Nordseite des Kukenángfelsens entspringt. Beide Flüsse bilden zusammen den Caróni, den größten rechten Nebenfluß des unteren Orinoko. Die Indianer nehmen den Yuruani als den eigentlichen Quellfluß des Caróni an, in den sich der Kukenáng ergießt.

Die Nächte werden immer kühler. Um 6 Uhr morgens zeigt das Schleuderthermometer erst 17,2 Grad Celsius, ein Beweis, daß wir stetig höher steigen. Ein zweistündiger Marsch

in nordöstlicher Richtung über die wellige Savanne bringt uns zum Rué-uté, einem rechten Nebenfluß des Rufenáng. Auf meinem starken Peré reite ich hindurch. Das Wasser reicht ihm bis zum Hals. Aus der Ferne dringt ein Brausen zu uns herüber. Es ist Ruémelú, der „Fall des Rué“. Die Indianer führen mich zu einer nahen Anhöhe, von der sich wieder ein herrliches Bild dem entzückten Auge bietet. Über eine senkrechte Wand von etwa 30 Meter Höhe stürzt das Flüßchen hinab und verschwindet dann in zahllosen Kaskaden in dem üppigen Pflanzenwuchs seines engen Tals.

Als ich den Fall photographiere, sagt mir ein Taulipáng: „Vom Ruémelú hat auch Samburukú ein Bild gemacht!“ Samburukú? Ich habe den Namen in den letzten Tagen öfters in ihren Gesprächen gehört, ohne weiter darauf zu achten. Jetzt mit einennmal kommt mir wie ein Blitz die Erleuchtung. Es ist Schomburgk oder vielmehr die Brüder Robert und Richard Schomburgk, die ersten Weißen, die vor siebzig Jahren in diese Gegend kamen. Sie stehen bei den Indianern noch in gutem Andenken. Deutlich erinnere ich mich einer treffenden Zeichnung dieses schönen Wasserfalls in dem Reisetagebuch Richard Schomburgks. In den Erzählungen sind die beiden Brüder, die auch große Freunde der Indianer waren, in eine Person verschmolzen. Welch guten Eindruck meine Landsleute bei diesen liebenswürdigen Menschen hinterlassen haben, das zeigen mir die folgenden Reisetage. Es ergreift mich, wenn sie mir immer wieder von „Samburukú“ erzählen. Alle möglichen Einzelheiten wissen sie noch. Hier hat Samburukú gelagert, dort hat er längere Zeit gewohnt. An dieser Stelle hat er eine Indianerin durch den Biß einer Giftschlange verloren. Einmal hätten die Taulipáng dem Samburukú einen am Spieß gebratenen Brüllaffen vorgesetzt. Er aber habe den Braten entsetzt zurückgewiesen. Es

ist ja auch wirklich kein appetitreizender Anblick, dieser grin-
sende und Arme und Beine spreizende Geselle. Man kommt
sich wie ein Menschenfresser vor. Später sei Samburukú weit
nach Sonnenuntergang gezogen, über das Land der Majong-
góng hinaus, und von Süden über den Rio Branco hierher
zurückgekehrt.

Und da gibt es noch Leute, die behaupten, die Naturvölker
hätten keine Überlieferung!

In einer knappen Stunde kommen wir vom Ruémelú in
östlicher Richtung zu einer Saulipángsiedlung am Bache Pe-
liwoi-uté, wo uns ein freundlicher Empfang bereitet wird.
Wir frühstücken gut und reichlich und machen einige kleine
Handelsgeschäfte. Viel ist nicht da. Ein Mann bewegt sich
mühsam an zwei einfachen Krücken vorwärts. Vor Jahren
hat ihn eine Giftschlange gebissen, worauf das Bein bis unter
das Knie abfaulte.

Um Mittag setzen wir unsern Marsch nach Osten fort,
entlang einem niedrigen Rücken, dem Rande des in Stufen
abfallenden Tafellandes, der im Westen den Fall des Rué
bildet und uns den Ausblick nach Norden versperrt. Zwischen
Quarzgeröll finden sich hier zahlreiche Bergkristalle. Rechts,
gleichlaufend mit unserm Weg, zieht sich in größerer Entfer-
nung das bewaldete Tal des Kufenáng. Auf einigen Hügeln
zu beiden Seiten des Flusses liegen drei weitere Indianer-
häuser, die zur Zeit nicht bewohnt sind. Diese runden, mit
spiz zulaufendem Dach geschützten, bräunlichen Strohhäuser
fügen sich glücklich in das Gesamtbild des majestätischen Ge-
birgslandes ein und sind auch praktisch in der äußeren Form,
da sie den Stürmen, die besonders zu Beginn der Regenzeit
fast täglich darüber hinbrausen, keine größere Fläche entgegen-
stellen.

Um 1 Uhr erreichen wir den Rand der Hochfläche, und



Laulipáng-Frau, Mais mahlend.



Ein stimmungsvolles Bild: Die prächtigen Gestalten der nackten Männer und Frauen vor den dunklen, wolkenverhangenen Felsen des Roroima. (S. 148.)

das weite Tal des Kufenáng liegt nun frei vor uns bis zum Koroíma, dessen mächtige Felsblöcke sehr nahe gerückt erscheinen. Der Weg führt von hier aus nach Norden, unmittelbar auf unser Ziel los. Schon geraume Zeit fesselt ein dumpfes Tosen unsere Aufmerksamkeit. Wir biegen eine kurze Strecke nach Osten ab und stehen bald vor dem größten Fall des Kufenáng, einem der Wunder Guayanas. Etwa 25 Meter hoch stürzt der Fluß in eine Schlucht und braust dann in donnernden Kaskaden zwischen schroffen Felswänden zu Tal. Oberhalb des Hauptfalles verschwindet ein schmalerer Arm in enger Spalte. Bewundernd steht man am Rande des Abgrundes und blickt in die Tiefe hinab und auf das großartige Bild, das der gewaltige Koroíma wirkungsvoll abschließt. Moró-melú, „Fischfall“, nennen die Indianer diesen Katarakt, weil nach ihrer Sage die Fische zur Zeit des Hochwassers hier zusammenkommen, um ihre Tanzfeste zu feiern. Im Sommer, zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes, kommen die Taulipáng von weit her, um die vielen Fische, die sich in dem tiefen Becken am Fuß des Absturzes sammeln, mit dem Gift einer Schlingpflanze zu fangen. Sie beziehen dann zum Teil kleine Hütten, die man hier und da im Tal und auf den umliegenden Höhen zwischen den größeren Häusern sieht.

Photographieren ist mit Schwierigkeiten verknüpft, da man vom Ufer aus keinen Überblick über den Fall hat. Ich springe auf einen aus der Tiefe ragenden Felsen und krieche dann vorsichtig auf dem Bauch weiter, bis ich den geeigneten Punkt habe. In dieser nicht ungefährlichen Lage mache ich meine Aufnahmen. Und doch — wie wenig gibt die kalte Photographie dieses farbenprächtige Bild wieder!

Ungern scheiden wir vom Moró-melú und erreichen nach kurzem Marsch die Niederlassung Kontá, ein größeres rundes Haus, unser heutiges Nachtquartier. Nur eine liebenswürdige

Alte und ihre hübsche Enkelin sind anwesend. Essen und Trinken stehen bereit. Die Leute sind genau über unsere Bedürfnisse unterrichtet, das merkt man. Unser Wegbereiter Pitá bewährt sich auch hier. Bei einem Umfang von 32,15 Meter ist das Haus 5,30 Meter hoch, noch neu und sehr sauber. Der niedrigen Wand fehlt zur Hälfte der Lehmwurf, so daß trotz der vielen Menschen ausnahmsweise frische Luft herrscht.

Gegen Abend kommt ein schlanker Bursche mit scharfgeschnittenem Karabengesicht vom Koroima. Er hat mit einem meiner Taulipáng eine lange, lebhaft Unterredung, die mir Pitá zum Teil übersetzt: Im Dorf Koroima seien jetzt wenige Leute. Einige Familien seien nach der Mission gegangen, „um die Padres zu sehen“. Ein Engländer, offenbar Orchideensammler, der vor Monaten zum Koroima kam, sei kürzlich, der Beschreibung nach an Blutsturz, dort gestorben und begraben worden. Jetzt hat irgendein phantasiereicher Indianer das Märchen aufgebracht, die Engländer kämen mit Soldaten, um den Tod ihres Landsmannes zu rächen.

Das Gebärdenspiel der Taulipáng und der Tonfall ihrer Stimme ist bei lebhaften Schilderungen äußerst sprechend. Wenn sie z. B. erzählen, daß ein Wild weit gelaufen oder ein Ort weit entfernt sei, strecken sie den linken Arm waagrecht vor sich und klopfen mit der rechten Hand wiederholt rasch auf die Brust.

Köstlich war heute wieder mein Majonggóng, der auf alles hier mit stolzer Verachtung herabsieht und nur das gut und schön findet, was es im Lande der Majonggóng gibt; d. h. nach seiner Beschreibung gibt es überhaupt nichts, was es dort nicht gäbe. Als ich ihn fragte, ob er den großen Fall gesehen habe, sagte er mit unbeschreiblicher Geringschätzung in Miene und Wort: „Der ist doch nicht groß! In meinem Lande gibt

es ganz andere, so hoch wie der Koroima!“, was natürlich bei meinen Leuten ein schallendes Gelächter hervorrief.

Am andern Morgen ziehen wir weiter nach Norden, zunächst auf dem rechten Ufer des Kufenáng, und kommen nach einer Stunde zu einem größeren, auf einer Anhöhe gelegenen Haus. Die Preise, die für Lebensmittel gefordert werden, sind auffallend hoch, und unsere Solinger Messer werden mit Mißtrauen betrachtet, da sie anders geformt sind als die englischen Erzeugnisse, die die Indianer hier allgemein haben. Der einbeinige Taulipáng ist uns bis hierher nachgehinkt, um uns ein paar Bananen zu verkaufen. In einem langen, schmalen Einbaum setzen wir über den Fluß. Infolge der Stauung durch den großen Katarakt ist er fast ohne Strömung. Wir schreiten auf seinem linken Ufer weiter über welliges Gelände. Hier und da finden sich breite Lager roten Jaspis’.

Der Kufenáng strömt nun in zahllosen Schnellen und größeren Fällen dahin. Man sieht, wie er sich mühsam durch das Tafelland seinen Weg gebahnt hat. Die Koroimafelsen bleiben immer vor uns als Abschluß des breiten, von den Abfällen der Hochfläche eingeschlossenen Erosionstales. Auf beiden Seiten öffnen sich bald flache Mulden, bald tief eingeschnittene Tälchen, in denen klare Bächlein in hohen Fällen oder stufenförmigen Kaskaden munter dem Kufenáng zueilen. Reizende Gruppen schlanker Miritipalmen begleiten ihren Weg. Stellenweise verschwinden diese glitzernden Wasserläufe in üppigem Laubwerk, das der vermehrten Feuchtigkeit sein Dasein verdankt.

Nachmittags durchwateten wir den reißenden Kufenáng und lagern an seinem rechten Zuflüßchen Anéya im verwachsenen Uferwald.

Am 26. September gehen wir am rechten Ufer des Kufenáng aufwärts. In wilden Schnellen und zahlreichen Win-

dungen kost er am Gebirge entlang. Nach einer Stunde erreichen wir seinen malerischen Stufenfall Muréi-melú und kommen unter Jubelgeschrei, Tuten und Flintenschüssen zu einem kleinen Rundhaus. Die nackten Bewohner, ein herkulischer Alter mit Glaze, breiter Sattelnase und großem Mund und seine energische Frau, Eltern zweier meiner Träger, begrüßen uns mit kräftigem Händeschütteln und laut hervorgestoßenem „ténki! ténski!“ („thank you! thank you!“) Der Mann ist ein Ingarikó und unterscheidet sich durch sein rohes Äußere auffallend von den schlanken Taulipáng mit ihren feinen Zügen. Wir durchschreiten dann den Bach Muréi, an dem die Hütte liegt, und kommen trotz der gewaltigen Hitze bei der frischen Gebirgsluft rüstig vorwärts. Wieder geht es über größere flache Felsen roten Jaspis', der von grünlichen Streifen durchzogen ist. In einem abgerundeten Jaspisblock vermag starke Einbildungskraft die Gestalt einer hochenden Kröte zu sehen. In alter Zeit sei es eine wirkliche Kröte gewesen, sagen die Indianer; Makunáima habe sie in Stein verwandelt. Auf den wellenförmigen Erhebungen zur Linken erblickt man einige zur Zeit leerstehende Häuser. Der Weg Samburukús wird mir wieder genau angegeben. Er sei westlich von unserer Marschrichtung unmittelbar von Süden, vom Ruémelú aus, über die Gebirge gekommen.

Meine Stiefel habe ich längst am Wege zurückgelassen. Der Rest war nicht mehr zu gebrauchen. Pirokai hat mir in wenigen Minuten aus den unteren breiten Blattstiellenden der Mauritiapalme ein Paar Sandalen verfertigt, wie sie bei diesen Savannenindianern zum Schutz gegen das scharfe Quarzgeröll allgemein im Gebrauch sind. Die Schnüre, die zur Befestigung der Sandale am Fuß dienen, sind aus den Fasern derselben Palme gedreht. Anfangs scheuert die vordere Schnur, die zwischen der großen und zweiten Zehe durch-

geht, die Haut des Europäers, die naturgemäß weit empfindlicher ist als die des Indianers. Bald aber gewöhnt man sich an diese einfache Fußbekleidung, die leicht, elastisch und äußerst zweckentsprechend ist. Ich trug sie auf allen weiteren Märtschen über die Savannen. Auch bei der Besteigung des Koroima leistete sie mir gute Dienste.

Mittags durchschreiten wir zum letztenmal vor unserm Ziel den Kufenáng und rasten an seinem linken Ufer. Ein Rindenboot liegt hier unter Wasser. Diese Fahrzeuge sind so klein, daß nur ein indianischer Fischer in ihnen fahren kann, ohne ins Wasser zu fallen. In diesem Hochland, wo alles zu Fuß läuft und die Flüßchen nur auf kurze Strecken befahrbar sind, dienen die Rindenboote mehr zur Spielerei. An tiefen Flußstellen liegt fast immer ein größerer, wenn auch sehr schlecht gebauter Einbaum zum Übersetzen mehrerer Menschen mit Gepäck bereit.

Um 2 Uhr marschieren wir am linken Ufer des Kufenáng weiter, der aber bald nach Nordwesten abbiegt. Wir überschreiten den Bach Kamaiuá, der in einem großen Bogen vom Koroimafelsen kommt. Die beiden gewaltigen Tafelberge türmen sich jetzt nahe vor uns auf. Dunkle Gewitterwolken hängen schwer darüber hin. An der südöstlichen Ecke ist eine hohe Felsnadel durch eine enge Schlucht vom Hauptfelsen geschieden. Sewaséng nennen sie die Indianer. Am Fuß der Berge liegen verstreut die Hütten des Dorfes. Dahinter steigt dicker Rauch auf. Die Indianer brennen den Wald nieder für ihre Pflanzungen. Das war wohl der Feuerschein, den wir seit Tagen jede Nacht im Norden erblickten.

Wir melden uns mit dem üblichen Lärm an. Man antwortet mit drei Flintenschüssen. An einem kleinen Bach nahe beim Dorf erwarten wir die Nachzügler. Die Weiber machen Toilette. Die Köchin zieht ein frisches Hemd an. Wir ordnen

uns in langem Zug nach einem gewissen Rang. Den Anfang macht der kleine Häuptling Quali-Theodoro, der uns überall bei seinen Stammesgenossen einführt. Hinter ihm schreitet der lange Pitá. Dann komme ich; darauf folgt Schmidt, hinter ihm Pirokai als Dolmetscher und endlich die Kette der Träger und Trägerinnen, von denen manche köstliche Figuren abgeben. So schleppt ein nackter Taulipáng, tief gebückt, auf seinem breiten Rücken einen meiner schweren Holzkoffer und hält noch in der linken Hand vor sich einen Stab, auf dem zwei junge grüne Papageien sitzen. Er hat sie in Koimélemong gekauft und nimmt sie jetzt mit in seine ferne Heimat. Trotz ihrer schweren Lasten und der besonders in den Mittagsstunden brennenden Hitze sind meine Träger stets lustig und guter Dinge, wie überhaupt der die freie frische Gebirgsavanne bewohnende Indianer mehr zu harmloser Fröhlichkeit neigt als der im dumpfen Schatten des Urwaldes hausende, der oft tagelang die Sonne nicht sieht. Am meisten sind natürlich die Weiber beladen, die das Schleppen schwerer Lasten von ihren Pflanzungsarbeiten her gewöhnt sind. Theodoro trägt nur eine Reservehose auf dem Rücken, in der Linken die kleine Blendlaterne zum Theodolit, in der Rechten zwei Angelgerten, während seine Frau und Tochter mit schwerbepackten Kiepen dahinkeuchen. Pitá zeigt sich nur selten galant und schleppt ein Stückchen die Kiepe seiner besseren Hälfte, oder er läßt wenigstens seinen kleinen Sohn auf den Schultern reiten. Meistens aber begnügt er sich mit seiner Pistole, der Signallupe und einem kurzen geschnitzten Stab aus schwerem Holz, von dem er sich nie trennt.

So kommen wir im Dorf an, wo uns einige dreißig Taulipáng erwarten und mit Handschlag und freundlichem „móni! móni!“ („morning! morning!“) bewillkommen. Der alte Häuptling Selemelá ist nicht da, wird aber in einigen Tagen

erwartet. Wir beziehen mit den meisten unserer Leute eine geräumige, auf Pfählen stehende Hütte, die sich ein Engländer seinerzeit hat erbauen lassen. Eine einfache Leiter führt hinan. Der Lattenboden ist mit Rindenstücken belegt. Hier hat auch der kürzlich verstorbene Engländer gewohnt. Pitá und Theodoro finden mit ihren Familien in einem andern gerade leerstehenden Hause Unterkunft.

8. Bei den Taulipáng am Koroíma.

Das Dorf heißt Kauliánalemong nach der Savanne (lemóng) Kauliána, auf der es liegt. Bisweilen wird es auch Kamaiuayéng genannt nach der nahen Mündung (yeng) des Kamaiuá in den Kufenáng. Es besteht aus sieben bewohnbaren Hütten von rundem bis eirundem oder rechteckigem Grundriß, mit niedriger, lehmeworfener Wand und Palmstrohdach, das in einen kurzen First ausgeht, ferner aus einigen halbverfallenen Hütten und ein paar unfertigen Neubauten, zum Teil nur Gerüsten. Im Westen jenseits des Kufenáng auf steiler Anhöhe erblickt man vier runde Häuser, die das Dorf Denóng bilden. Die Bewohner sind fast durchweg schön-gewachsene Leute mit regelmäßigen Gesichtszügen.

Gegen Abend stellen sich unzählige blutgierige Stechmücken ein. Kalter Wind weht aus Südosten. Ich hoche noch lange unter dem funkelnden Sternenhimmel mit dem Majonggóng und einigen Taulipáng an einem kleinen Feuer neben dem Haus. Wir wärmen uns mühsam die erstarrten Glieder, indem wir bald diese, bald jene Seite dem Feuer zukehren, und erzählen uns Geschichten. Der Majonggóng prahlt wieder schrecklich: In seinem Lande gäbe es keine Tagstechmücken, keine Nachstechmücken, keine „Kanaimé“. Die Urekuná vom Garóni „machten Kanaimé“, ebenso die Ingarikó und Ceregóng und die Pischaukó. Die Ingarikókanaimé hätten auch den Engländer vergiftet. In seinem Lande sei alles weit besser. Dort könnte ich viele schöne Sachen kaufen, dort stürben auch keine Menschen, was gewiß eine kühne Behauptung ist. Dort

heilten die Zauberärzte bei Tag oder in der Nacht beim Schein des Feuers. Auch weibliche Zauberärzte gäbe es bei den Majonggong.

Von hier bis zum Caróni seien es fünf Tagereisen, von da bis zum Lande der Majonggong zwanzig Tagereisen über Land. Im Kanu den Uraricuéra aufwärts sei es viel weiter. Das wird wohl stimmen.

Der Koroíma, so erzählen die heutigen Taulipáng, sei eine verzauberte, versteinerte Stadt der Engländer. Hier hätten ihre „Großväter“ gewohnt. Im Berg fänden sich noch viele Waren. Deshalb kämen die Nachkommen, die Engländer, immer wieder hierher, um diese Schätze zu suchen. Aber alle Fremden, die auf den Koroíma stiegen, müßten nach der Rückkehr in ihre Heimat sterben, sagt ein alter Taulipáng. Ich frage sie nach Stämmen jenseits des Koroíma. Im Osten am Sipurini, der wohl mit dem Siparúni, einem linken Nebenfluß des mittleren Essequibo, gleichbedeutend ist, wohnten die Ateró, im Nordosten, am Masuling, dem Mazarúni der Karten, die Wauyaná, vielleicht Horden der größeren Stämme, die sich auf den Karten dort verzeichnet finden. — Vor dem düsteren Koroíma mit seinen Geheimnissen haben auch die Hiesigen eine gewisse Scheu. Im Wald am Fuße des Kufenángfelsens hause ein Ungeheuer, in einem Fall des Kufenáng nahe dabei eine große Schlange. Mit dem Koroíma ist für sie gleichsam die Welt zu Ende. Sie kennen keinen Weg zwischen den beiden Tafelbergen hindurch nach Norden und haben daher von dem jenseitigen Gebiet nur ungenaue Vorstellungen.

Sie ist bitterkalt, diese erste Nacht am Koroíma. Durch die Spalten zwischen den Rindenstücken, mit denen der Boden unseres Pfahlbaues bedeckt ist, pfeift der Wind. Ich werde mehrmals wach davon, wickle mich schließlich ganz in die Decke ein und liege zusammengerollt wie ein Gürteltier.

Den ganzen Vormittag haben wir viele Besucher im Haus, die alles sehen wollen. Durch meine Leute sind sie über meine Herrlichkeiten genau unterrichtet. Auch von Denóng sind einige da. Sie laden uns freundlich nach drüben ein.

Nachmittags machen wir dort unsern Antrittsbesuch. Von Stein zu Stein springend, überschreiten wir den gerade sehr seichten Kufenáng und steigen unter großem Lärm den Berg hinan. Vor dem ersten Haus erwartet uns eine Menge nackten Volkes, wohl einhundertfünfzig Personen, in festlichem Schmuck, die Männer und Knaben mit Federkronen auf dem Kopf, die Frauen und Mädchen mit gewebten und mit weißem Federflaum verzierten Kopfreifen, die wir schon von Koi-mélemong her kennen. Händeschütteln, „móni! móni!“ Freundlicher Empfang, gute Bewirtung: Wildschwein in Pfefferbrühe, frischgebackene Maniokfladen, Kaschiri. Unzählige Kalabassen voll des dunkelroten, erfrischenden, leichten Getränkes werden uns gereicht. Immer wieder kommt eine andere Frau: „wó pipi!“ („Kaschiri, mein Bruder!“), und läuft dann rasch mit der leeren Schale weg, um sie von neuem zu füllen. Ich trinke von allen etwas, um keine zu kränken. Wir schlucken und schlucken, bis wir kaum noch können. Eine anstrengende Bewirtung! Eine ältere Dame, die Frau des Häuptlings, deren Gesichtszüge Spuren einstiger Schönheit zeigen — sie hat sehr hübsche Töchter und einen reizenden kleinen „Benjamin“ mit großen Augen — scheint mich besonders in ihr Herz geschlossen zu haben. Sie hält mir lange Reden, in denen wie ein Rehrreim die Worte wiederkehren: „Koroíma-táó! Koroíma-táó!“ („Am Koroíma! Am Koroíma!“) Sie erklärt mir mit lebhaftem Stolz in Stimme und Blick, indem sie immer wieder auf die beiden dunkel herabdrohenden, in Wolken gehüllten Felskolosse hinweist, daß hier ihre Heimat sei. Sie erzählt mir, daß der „dotóro Akefóng“ (Ule) lange hier ge-

wohnt habe; daß sich die Taulipáng freuten, weil auch ich jetzt hierher gekommen sei. Hoffentlich hätte ich ihnen recht viel mitgebracht, besonders Kleider, denn es sei sehr kalt hier am Koroíma; so kalt! so müßten sie vor Kälte zittern, des Nachts, wenn der Wind wehte. Sie wird schließlich ganz zärtlich, meine „amai“ („Mama“), wie ich sie nenne. Sie klopft mir auf die Brust und streichelt meine Arme: kurz, wir sind alle ein Herz und eine Seele!

Meine Frau hatte seinerzeit unserm Freunde Ule, als er nach Guayana ging, eine Puppe mitgegeben, damit er sie der schönsten Indianerin schenken sollte. Jetzt bringt mir seine Auserwählte die Puppe. Sie schläft noch in ihrer Schachtel, wie sie der „Aketóng“ mitbekommen hat. Es berührt mich eigenartig, als ich hier fern von der Heimat, in dieser ganz andern Umgebung das blonde Ding wiedersehe, mit seinem blauweiß gestreiften, spitzenbesetzten Kleidchen, das die mir so wohlbekanntem, geschickten Hände verfertigt haben.

Ule hat keinen schlechten Geschmack. Das muß man ihm zugestehen. Ich hätte ihr die Puppe auch gegeben. — Leider habe ich keine große Puppe mehr auf Lager. Man könnte hier mehrere los werden, und die Wahl würde einem schwer fallen, denn das schöne Geschlecht ist am Koroíma stark vertreten. Die einzige größere Puppe, die ich mitgenommen habe, schenkte ich bei einem Schönheitswettbewerb in Koimélemong dem hübschen Töchterlein des Zauberers Katura.

Mit Sonnenuntergang kehren wir heim unter demselben Lärm, mit dem wir gekommen sind. „Teleyai! Teleyai!“ rufen uns die neuen Freunde nach. „Lebe wohl! Auf Wiedersehen!“ — Noch nie habe ich so liebenswürdige Indianer kennengelernt. Die Stunden, die ich mit ihnen verlebt habe, rechne ich zu meinen angenehmsten Erinnerungen.

Am andern Nachmittag sind wir schon wieder in Denóng.

Wir haben den Kinematograph, den Phonograph und zwei photographische Apparate mitgebracht. Die Bewohnerchaft hat sich wieder feierlich geschmückt und gruppiert sich vor mir in malerischem Halbkreis, um der „Mákina“ zu lauschen. Schmidt steht an der Kurbel, um den Eindruck, den der singende Kasten auf diese unverfälschten Leute ausübt, kinematographisch festzuhalten. Die Erwartung ist auf das höchste gespannt. Da — als ich den Phonograph aufziehen will, sagt er „Knacks!“ und hat endgültig ausgesungen! Die Feder hat den ungeheuren Strapazen der Reise nicht standhalten können und ist, wahrscheinlich infolge des großen Wärmeunterschiedes zwischen Nacht und Tag, gesprungen. So haben wir uns wieder einmal vor versammeltem Volke hinreichend lächerlich gemacht. Aber die Leute benehmen sich musterhaft; keiner verzieht auch nur spöttisch lächelnd das Gesicht, als ihnen Pitá, so gut er es selbst versteht, unsern Unfall erklärt. Diese „Wilden“! Wie hätten sich wohl „zivilisierte“ Europäer bei einem solchen Anlaß benommen?

Am nächsten Morgen macht uns ganz Denóng seinen Gegenbesuch. In langem Zug, voran die Männer, dann die Frauen mit den Kindern bis zum kleinsten Säugling in der breiten Tragbinde aus rot gefärbtem Baumwollgewebe, kommen die schönen, schlanken Gestalten in ihrem farbenprächtigen Schmuck die Anhöhe herab über den Kufenáng. Langsam, feierlich schreiten sie mehrere Runden auf dem Dorfplatz und lagern sich dann in zwanglosen Gruppen vor unserer Hütte. Die Männer tragen Bogen und Pfeile oder das lange Blasrohr in der Hand oder kurze Tanzkeulen, in der Form der Kriegskeulen geschnitzt und mit roten Mustern bemalt, auf der rechten Schulter. Mehreren jungen Männern sitzt ein Strohhütchen eigener Flechtung keck auf dem Hinterhaupt. Diesem in der nackten Umgebung ungewöhnlichen Kopfsputz,

der hinten mit langen Schwanzfedern des roten Arára besteckt ist, hat unzweifelhaft ein englisches Erzeugnis als Vorbild gedient. Jrgendein Händler hat wohl einmal ein solches Hütchen, das ursprünglich für einen Stutzer in den Straßen von Georgetown bestimmt war, hierher gebracht, und die Indianer waren davon so begeistert, daß sie es schleunigst nachflochten und an Stelle ihrer schönen alten Federkronen, von denen man nur noch wenige sieht, als Kopfschmuck annahmen.

An langer Schnur auf den Rücken herab baumeln den Männern dicke Bündel buntfarbiger Vogelbälge, darunter die reizende kleine Siebenfarbtangara (*Tangara paradiseá* Sw.), die in ihrem Kleide alle Farben des Regenbogens vereinigt. Einer schleppt sich sogar mit dem schweren Balg einer großen Ente.

Die Stammestatauierungen um den Mund, die von beiden Geschlechtern in gleicher Weise getragen werden, sind sehr verschieden in der Ausdehnung und der Zahl der Linien, zeigen aber stets das „Angelhakenmotiv“ in mehreren Abarten. Sie sind ein Zeichen der Mannbarkeit, scheinen aber hier mehr und mehr abzukommen. Nur noch wenige von den jüngeren Leuten haben sie. Bei den Ingarikó soll diese Tatauierung besonders ausgedehnt sein und bisweilen das halbe Gesicht einnehmen. Ohrläppchen, Nasenscheidewand und Unterlippe sind durchbohrt und mit feinen Rohrstäbchen verziert. Das Unterlippenloch benutzen auch diese Indianer gern als Nadelbüchse. Einige junge Mädchen tragen darin ganze Bündel europäischer Nadeln mit der Spitze nach außen.

Ich zeige meinen Besuchern die Gewehre, das Brennglas, die Uhr, das Tierbilderbuch und was ich sonst noch alles an merkwürdigen Sachen habe, beschenke die Männer mit Tabak, die Frauen und Kinder mit Glasperlen und Porzellanpüppchen und photographiere schließlich die ganze Gesellschaft

einzelu und in Gruppen. Um die bläulichen Tatauierungen auf der Photographie sichtbar zu machen, ziehe ich sie vorher mit einem feinen Stäbchen und dunkelroter Farbe sorgfältig nach. Geduldig halten sie still. Zufrieden kehren sie gegen Mittag heim.

Von „Samburukú“ sprechen die Hiesigen jeden Tag, wo er zuerst gewohnt, wohin er dann gezogen sei, was er hier, was er dort getrieben habe. Eine Frau, nach indianischen Begriffen uralt an Jahren, aber noch von regem Geist, weiß von ihm lange Geschichten zu erzählen, die ich leider nur zum kleinsten Theil verstehe. Sie hat ihre Kenntnisse von ihrem Vater, der als Jüngling längere Zeit Begleiter Samburukús gewesen sei. Samburukú habe den Koroíma nicht bis zum Gipfel besteigen können, weil die Taulipáng damals noch keinen Weg gekannt hätten. Am Beginn der schroffen Felswand habe er einige Zeichen eingegraben, wahrscheinlich seinen Namenszug.

Mit den Weißen haben die Anwohner des Koroíma, abgesehen von den seltenen Besuchen englischer Orchideensammler, keinen Verkehr. Man merkt dies schon daran, daß sie kein Salz haben. Wir bezahlen vieles mit diesem hier kostbaren Gewürz.

Für den völkerkundlichen Sammler ist hier wenig zu holen. Nur hübsch geflochtene Körbchen verschiedener Form werden uns in Menge zum Verkauf gebracht. In allen Flechtarbeiten sind die Taulipáng Meister, doch macht sich auch hier schon eine gewisse Entartung bemerkbar, indem bei einigen Korbwannen die hübschen Muster nicht, wie ursprünglich wohl allgemein, mit schwarzgefärbten Flechtstreifen eingeflochten, sondern nachträglich auf das fertige Geflecht gemalt sind.

Am 30. September kommt der Häuptling Selemelá mit Gefolge, ein kleiner, dicker alter Herr mit tatauiertem Mund und gutmütigem, aber schlauem Gesichtsausdruck. Er trägt

eine alte Leinwandhose und auf dem fast weißen Haar ein braunes, verwittertes Hütchen. Sein Oberkörper ist nackt und dicht mit Perlenketten und Samenketten behängt. Pitá stellt ihn mir vor. Der Alte versichert mir sofort, indem er sich mehrmals auf die Brust schlägt, wie „wakö“ („gut“) er sei, was ich ihm gern glauben will. Selemelá sei ein englischer Name. Wahrscheinlich ist es indianisiert aus Samuel. Sein Taulipángname ist Kapötélong. Schon sein Vater sei hier Häuptling gewesen.

Am nächsten Tag besuche ich den Alten in seinem großen runden Haus, in dem ein geheimnisvolles Halbdunkel herrscht. Es hat eine Art zweiten Stockwerkes, ein Gerüst, auf das man mittels einer leiterartigen Stiege gelangt. Ich handle dem Häuptling einige völkerkundliche Sammelstücke ab — die meisten habe der verstorbene Engländer weggekauft — und tanze mit ihm zur Abwechslung unter furchtbaren Leibesverrenkungen einen „Arärúya“ — das ganze Dorf läuft zusammen!

Auf dem Gerüst im Häuptlingshause ist eine Menge Körbe, Kisten und Bündel aufgestapelt, die sicher manche interessante Sachen enthalten, aber der Alte wacht darüber mit misstrauischen Blicken und wehrt mir jeden Einblick. Ein dünnes, abgegriffenes Oktavheft von dreiundzwanzig Druckseiten überläßt er mir endlich nach längerem Zögern für eine Schachtel Zündhütchen. Es ist ein Gebetbuch in der Sprache der Akawoio, der nördlichen Nachbarn und Verwandten der Taulipáng. Wie mir Pitá erzählt, hat Selemelá eine ganze Kiste voll Bücher und Schriften aus der Missionszeit. Jetzt will er mitten auf dem Dorfplatz eine Kapelle für einen englischen Missionar errichten, der hier mit Frau erwartet wird. Vorläufig steht erst ein Teil des rohen Gerüstes, und wenn er in demselben Tempo weiterbaut, wird er am Jüngsten Tag fertig.

Der Einfluß der englischen Akarvotomission, die am Koroima nie dauernden Sitz hatte, ist hier kaum zu verspüren. Vom Christentum haben weder Selemelá noch seine Leute eine Ahnung. Nur einige Gebete kennen sie, ein Gemisch aus Indianisch und Englisch, ohne aber den Sinn davon zu verstehen. Einmal schreckte ich frühmorgens aus dem Halbschlummer auf und glaube schon an Wahnvorstellungen: In einem benachbarten Hause singt einer „Heil dir im Siegerkranz“. Es ist aber natürlich irgendein ins Indianische überseztes englisches Kirchenlied nach der Melodie „God save the king“.

Selemelá spreche englisch, sagen meine Leute. Sein ganzer Wortschatz beschränkt sich auf das englische Alphabet und die Zahlen bis zehn, und bei jeder Gelegenheit gibt er uns seine Weisheit zum besten.

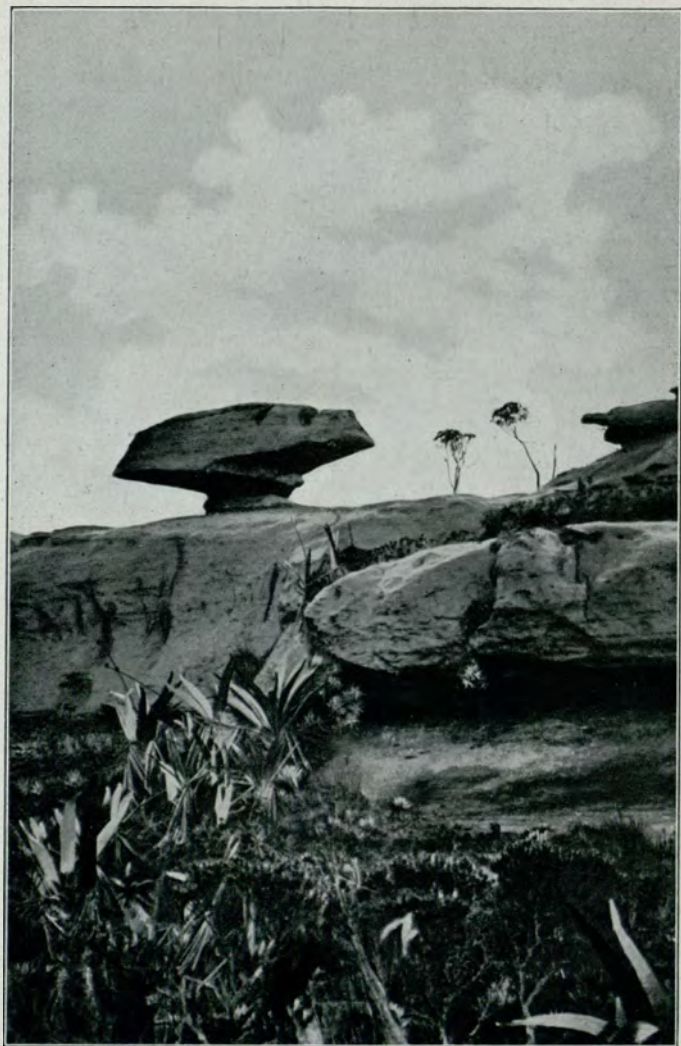
Zu diesen christlichen Überbleibseln gehört auch der langweilige „Ararúya“, der bei den Bewohnern von Kavalianalemóng die schönen alten Gesänge und Tänze fast ganz verdrängt hat.

Mit den Benediktinern am Surumú will Selemelá nichts zu tun haben. Der verstorbene Engländer scheint nicht unschuldig an dieser Abneigung zu sein, wenigstens erzählen die Taulipáng von ihm sonderbare Geschichten. Als er durch die Indianer von meinem Aufenthalt und meinen Arbeiten in Komelemong hörte, habe er ihnen gesagt, ich würde die Photographien, die ich von ihnen aufnahme, den Patres aushändigen. Dann müßten alle Leute, die ich photographiert hätte, zu den Patres ziehen, und diese würden sie mitnehmen in ihr Land, um mit ihnen dort Krieg zu führen! — Nun, er hat auch gesammelt: Körbe, Bogen, Pfeile und dergleichen; vielleicht war er eine Art Wettbewerber. Friede seiner Asche!

Er sei mit einem Makuschi als Diener von Norden, jenseits des Koroima, „vom Ende des Himmels“, hierher ge-



Die schroffen Felswände des Xoroima rücken näher und näher. (S. 151.)



Soweit wir schauen können, ist der Gipfel mit Felsen in grotesken
Formen bedeckt. (S. 153.)

kommen und schon krank gewesen, als er anlangte. Nur einen Monat sei er hier gewesen. Später sei ein „Mekoro“ gekommen und habe seine Hinterlassenschaft mitgenommen. Die Indianer haben ihn abseits vom Dorf in der freien Savanne an einem sprudelnden Bächlein nahe dem gewaltigen Felsen Tselaurayäpiapö bestattet und über seinem Grab ein kleines Schuttdach errichtet. In dieser großartigen Umgebung ruht er nun von allen Mühen des Lebens aus.

Auch hier lasse ich von den Indianern Bleistiftzeichnungen anfertigen. Als besonders geschickt erweisen sich Emaschi und Tomaschi, die beiden zwanzig und fünfundzwanzig Jahre alten Söhne Selemelás. Ich lasse sie ganz nach Belieben schalten. Sie nehmen das Skizzenbuch mit in das Haus ihres Vaters und hocken stundenlang droben auf dem Gerüst im Halbdunkel, eifrig bei der Arbeit. Für je fünf Blatt voll Zeichnungen bekommen sie hundert kleine Angelhaken. So erhalte ich zahlreiche einfache, aber im Hervorheben des Wesentlichen sehr interessante Zeichnungen von Menschen, Tieren und Pflanzen, menschlichen Körperteilen, Häusern und Hausgeräten, dem Dorf Kavalíánalemóng mit allen Hütten, ferner von Vorgängen des täglichen Lebens, darunter Stoffe, die man bei uns nur von böser Buben Hand an den Bretterzäunen und Hauswänden sieht. Ein Blatt zeigt sämtliche Gebirge und Bergkuppen um den Koroima in der ihnen eigentümlichen Gestalt. Zwei Zeichnungen sind besonders wertvoll und beweisen eine hervorragende Begabung und einen auffallend scharfen Blick für die Geländeverhältnisse eines größeren Gebietes. Es sind zwei sehr genaue Karten der Flußsysteme des Kufenáng und Duruani mit den dazu gehörigen Gebirgen.

Zwei bis drei seiner Freunde sitzen beständig bei dem Zeichner und helfen ihm durch erklärende Angaben oder führen auch wohl selbst einmal an seiner Statt den Bleistift. Meinungs-

verschiedenheiten werden durch eine längere Beratung entschieden, bevor der Zeichner mit fester Hand die Linie zieht.

Ich habe diese Begabung, wenn auch nicht so ausgeprägt, bei den meisten Indianern gefunden. Sie kennen jeden Berg, jeden Bach, jeden Stein ihres Gebietes, jeden Pfad, den sie einmal auf ihren oft wochen- und monatelangen Reisen beschritten haben, sie kennen jede Windung ihrer Flüsse und zählen sie an den Fingern auf, wenn man sie während der Fahrt nach einer bestimmten Entfernung fragt. Sie bilden Kartenzeichnungen im Sand, wobei sie bemüht sind, die charakteristischen Formen der einzelnen Gebirge durch entsprechende Häufchen feuchten Sandes getreulich wiederzugeben.

Von großer Geschicklichkeit und guter Naturbeobachtung zeugen winzige Figürchen von Menschen und Tieren, die mir die jungen Männer aus Wachs kneten.

Mit meinen photographischen Aufnahmen vom alten Selemelá und seiner Gattin mache ich großen Eindruck. Die sieben- bis achtjährigen Knaben und Mädchen erkennen den „bapai“ und die „amai“ auf dem Negativ sofort und geraten in lautes Entzücken. Alles strömt herbei, um die Platten zu betrachten; eine außerordentliche Begabung gegenüber bildlichen Darstellungen, die vielen unserer sogenannten Gebildeten völlig abgeht.

Die Gastfreundschaft ist auch in Kavalianalemóng über allen Zweifel erhaben. Sobald man an eine Hütte kommt, bringen die Weiber Maniokfladen und Löffchen mit Pfefferbrühe, in der manchmal kleine Stücke von Wildbret und Fischen schwimmen. Bisweilen bringen sie auch Kaschiri. Die Familien, die hier in unserer Nähe wohnen, laden mindestens einmal am Tage mit lauter Stimme zum Frühstück ein. Trotzdem ist nur zu oft bei uns Schmalhans Küchenmeister. Die Leute von Denóng liefern zwar alle paar Tage Maniokfladen,

Bananen, Kürbisse und andere Früchte, aber sie haben selbst nicht viel, und was ist dieses Wenige für so viele hungrige Leute, die an die Fleischtöpfe ihrer Heimat gewöhnt sind, an den Surumu mit seinen großen, wohlschmeckenden Fischen, an die wildreichen Savannen? Die Indianer am Koroima leben fast nur von Pflanzkost. Nur selten wird ein größeres Wild, Hirsch oder Wildschwein erlegt, und in den Gebirgs-
gewässern kommen nur sehr kleine und sehr wenige Fische vor. Sie leben vorwiegend von Maniokfladen, die sie in Pfefferbrühe tunken. An Früchten haben sie Bananen, verschiedene Knollen, Bataten, eßbare Kürbisse, große flache Bohnen und Mais verschiedener Art und Färbung. Auch wurde mir eines Tages eine halbe unreife Ananas zum Kauf angeboten.

Meine Leute klagten über die unzureichende Nahrung. Deshalb habe ich am 29. September Peré mit meinem Jagd-
gewehr, den Majonggong mit dem Winchester und einige Saulipang mit englischen Flinten nach Westen in den Wald geschickt, damit sie Wildschweine jagen. Selemelá hat sie auf seinem Marsch mehrmals schießen hören. Am 2. Oktober kommen sie zurück mit einer Kiepe voll gerösteten Wildbrets, Hirsch und Rebhuhn. Der phlegmatische Peré hat sie erlegt. Er ist nicht wenig stolz auf seine Leistung und zieht sich bald wieder in seine geliebte Hängematte zurück, die er auch am Tage nur ungern verläßt, wenn ihm nicht andere Freuden winken. Seine energische bessere Hälfte hat er in Koimélemong zurückgelassen. Er steht gewaltig unter dem Pantoffel, wenn man hier so sagen darf, und verdankt die Erlaubnis, mitzugehen, nur meiner diplomatischen Fürsprache.

Zu den Ingarikó, deren erste Siedlung nur zwei Tage-
reisen von hier im Osten liegen soll, sind schon am Tage nach unserer Ankunft zwei junge Saulipang als Boten gegangen,

um einige von diesen berüchtigten Waldbewohnern hierher zu holen.

Am 2. Oktober schicken wir zwei Saulipáng von Denóng aus, um den Weg zum Koroíma aufzuhauen. Schon abends kehren sie zurück. Sie sind bis zum Gipfel gekommen und haben einen guten Weg gebahnt, so daß wir nicht allzu große Schwierigkeiten haben werden und Hin- und Rückweg an einem Tag bewältigen können; droben, in Wolken gehüllt, wie sich der Gipfel jetzt meistens zeigt, die Nacht zu verbringen, muß bei der Kälte wirklich kein Vergnügen sein.

Kirmes in Denóng! Am 3. Oktober kommt gegen Mittag ein schlanker junger Mann von drüben im Schmuck, der Sohn des Häuptlings, und überbringt uns die offizielle Einladung zum Fest, der Parischerá sei bereit! Meine Leute bemalen sich des Festes würdig, sehen aber neben den schönen nackten Menschen wie eine verlodderete Zigeunerbande aus. Um 3 Uhr gehen wir hinüber und werden von dem Häuptling und seiner Frau und einigen andern älteren Leuten freundlich empfangen und sofort mit Kaschiri bewirtet. Die Tänzer warten schon beim nächsten Haus und kommen dann in langer Kette daher, wie in Koimélemong. Mit wildem „hai—hai—hai!“ springen aus dem Häuptlingshaus ein paar alte Weiber, große Kalabassen voll Kaschiri in den Händen, und hüpfen mit einknickenden Knien vor den Tänzern hin und her.

Ein stimmungsvolles Bild, diese prächtigen nackten Gestalten der Männer und Frauen mit ihren gleichmäßigen Bewegungen, im Hintergrunde die dunklen, mit schweren Gewitterwolken behangenen Felsen des Koroíma! Langsam tanzen sie an uns vorüber und ordnen sich in einer Runde vor dem Hause des Häuptlings. Die dumpfe Musik der Trompeten, welche die Ankunft der Tänzer begleitete, schweigt, und ein eintöniger rhythmischer Gesang setzt ein. Der Tanz geht weiter

in denselben Bewegungen, Schritt nach rechts, Aufstampfen, linker Fuß nachgezogen, von Zeit zu Zeit kurze Tour nach links. Ein Haufen Kinder tanzt eifrig mit, geschmückt wie die Alten. Ein kleiner Junge reitet während des stundenlangen Tanzes auf den Schultern seines Vaters.

Die Bekleidung der Tänzer ist nicht ganz vorschriftsmäßig, da hier die Inajápalme fehlt. Nur einige tragen wenige Streifen von Blättern der Mauritiapalme, dafür aber die meisten reichen Federschmuck. Ich setze mich zu den alten Herren, die am Vergnügen der Jugend keinen Genuß mehr finden. Wir rauchen, schwäzen, kneipen Kaschiri und schauen den Tänzern zu. Doch nehme ich auch mit Schmidt und Pitá längere Zeit tätig am Tanze teil, was von den Indianern mit Genugthuung begrüßt wird. Einige Schönheiten gesellen sich sofort zu uns und tanzen uns zur Seite. Der alte Häuptling friert bei dem kühlen Südwind. Ich leihe ihm meine Khatijacke, in der er mit seinem nackten Untergestell wunderbar genug aussieht.

Seitab vom Lärm und Wirrwarr des Tanzes ein Bild der Ruhe. Eine junge Indianerin mit ihrem Kinde füttert einen kleinen zahmen Hirsch. Ihr Mann sing das Tier ganz klein, nachdem er die Mutter geschossen hatte. Seine Frau zog es an der Brust auf; nun folgt es ihr auf Schritt und Tritt.

Mit Einbruch der Dunkelheit nehmen Schmidt und ich Abschied trotz lebhafter Einladungen, bis zum Morgen mitzutanzten. Besonders meine „Amái“, eine sehr energische Dame, die unsern Tanz immer wieder mit wildem „hai—hai!“ anfeuernte und selbst einmal mit uns tanzte, will gar nicht locker lassen und versichert mir einmal über das andere Mal, wie sehr ihre Töchter sich freuen würden, wenn ich dabliebe; aber ich bin unerbittlich und entziehe mich ihrem Sirenenlocken. Ihr Mann geht mit uns und holt sich als Geschenk ein Hemd

gegen die nächtliche Kühle. Die lustigen Mädchen begleiten uns noch ein gutes Stück Wegs und rufen uns „auf Wiedersehen“ nach, solange sie uns sehen können.

Pitá und die meisten von unsern Leuten sind drüben beim Fest geblieben. Mario, unsere Köchin und eine junge Wapischána, ihre Gehilfin, haben Haus gehalten, natürlich auch der Majonggóng mit seiner jungen Frau, der alles, was diese Stämme hier treiben und verfertigen, mehr oder weniger offen verachtet. Er singt die melancholischen Lieder seiner Heimat, auf die er so stolz ist, und spottet einem Zauberarzt nach, der in einer benachbarten Hütte stundenlang seinen heiseren Gesang und sein wildes Geschrei hören läßt.

Am nächsten Morgen gehen wir wieder nach Denóng und kaufen den ganzen Schmuck. Die Leute tanzen noch immer, aber es herrscht schon starke Katerstimmung. Schwer betrunken ist niemand.

Pitá erzählt von seinen nächtlichen Erlebnissen: Zuerst habe ein altes Weib mit ihm getanzt. Da sei er recht traurig gewesen. Dann aber habe ein junges Mädchen sich ihm angeschlossen. Da habe er sich sehr gefreut! Er wolle sich ein Lauipángmädchen mit nach Hause nehmen, damit sie seiner Frau helfe. Darauf ich: „Du bist mir ein schöner Kerl! Sag lieber, damit sie dir hilft!“ Schallendes Gelächter ist die Folge.

Bis in den späten Nachmittag hinein schlafen meine Leute ihren Kassenjammer aus.

Weder Selemelá noch irgendeiner aus seinem Anhang hat das Fest in Denóng mitgemacht. Es besteht eine offensichtliche Feindschaft zwischen den beiden Dörfern. Der Alte läßt sich nicht sehen, wenn unsere Freunde von drüben hier sind. Unsern freundschaftlichen Verkehr mit den Bewohnern von Denóng betrachtet er mit scheelen Blicken. Allmählich fallen wir bei ihm ein wenig in Ungnade. Er besucht uns nicht mehr,

sondern hoßt gewöhnlich mit unzufriedenem Gesicht im Schatten seines Hauses.

Am 6. Oktober gibt auch Selemelá ein Fest, das spät nachmittags beginnt. Es sind nur die charakterlosen Urarúpa-rundtänze, klägliche Zerrbilder des Parischerá in Denóng. Ich tanze eine Zeitlang mit, ziehe mich aber bald zurück; die Geschichte ist mir zu stumpfsinnig. Von der andern Seite nimmt niemand daran teil. Einige von unsern Freunden kommen zwar für kurze Zeit herüber, halten sich aber scheu von den Tanzenden fern. Auch Pitá schimpft auf die Hiesigen. Sie seien geizig, gäben nur wenig und schlechtes Kaschiri und forderten unverschämte Preise. In der That sind die Leute von Denóng viel ursprünglicher und nicht so auf ihren Vorteil bedacht.

Früh am andern Morgen machen wir uns mit Pitá, Pirokai und sechs Saulipáng zur Besteigung des Koroíma auf. In nordnordöstlicher Richtung ersteigen wir allmählich einen Höhenzug, der sich von dem Abfall des Koroímafelsens nach Süden abzweigt. Auf seinem Kamm schreiten wir weiter über ein wüstes Trümmerfeld aus riesigen Felsblöcken, die offenbar im Laufe der Zeit oder durch ein plötzliches Naturereignis von der Felswand losgerissen wurden. Zur Rechten haben wir das tiefe, mit Wald bestandene Tal des Kamaiuí, zur Linken das Tal des kleinen Baches Wamorá. Wir kommen dann über ein Hochmoor mit eigenartigem Pflanzenwuchs, unter dem eine meterhohe Utricularia (insektenfressende Pflanze) mit großen blauen Blüten von der Farbe unserer Schwertlilie auffällt. Der Himmel hat sich mit düsteren Wolken überzogen. Die schroffen Felswände rücken näher und näher, erscheinen immer massiger, immer drohender. Regenschauer gehen darüber hin. Nach dreistündigem Marsch treten wir ein in den feuchten Wald, der den Fuß des Tafelfelsens bedeckt, und

gelangen zu einer wohl erhaltenen, offenen Hütte am rechten Ufer des Baches Wamora, wo Ule einige Zeit hauste und in den Wundern dieser üppigen Pflanzenwelt schwelgte. Zwei Salipang und ein Junge, der inzwischen mit seinem Blasrohr kleine Vögel geschossen hat, bleiben hier zurück, um den alten Hahn abzukochen, den wir mitgeschleppt haben. Wir andern klettern steil hinan durch den von Nässe triefenden Wald. Bald steigen wir über Felsen und vermoderte Baumstämme, bald kriechen wir mühsam darunter durch. Bald sinken wir in tückische Löcher, die mit faulendem Laub leicht bedeckt sind. An schlüpfrigen Wurzeln und dünnen Lianen, die häufig der Schwere des Körpers nachgeben, ziehen wir uns Meter für Meter in die Höhe. Dann wieder geht es streckenweise steil abwärts. Keuchend arbeiten wir uns weiter durch das unermessliche Gewirr des Tropenwaldes. Je höher wir kommen, desto eigenartiger wird das Pflanzenleben. Die verzackten Äste der niedrigen Laubbäume sind mit dicken Moosen und langen hellgrünen bis weißlichen Flechten, mit zahlreichen andern Schmarozern, auch blühenden Orchideen behangen. Dazwischen wuchern riesige Farne, deren breite Blätter bald unmittelbar aus dem Boden schießen, bald sich von hohem, schwankendem Stamm palmenartig ausbreiten. Wir klettern weiter schräg aufwärts auf einem schmalen Vorsprung, den, wohl erst nach der Zeit „Samburukús“, ein Felssturz geschaffen hat, dicht entlang der mehrere hundert Meter hohen, senkrecht abfallenden Sandsteinwand. Den grausigen Abgrund verdeckt üppige Bewachung, durch die nur vereinzelte schmale Öffnungen einen Ausblick gewähren über das weite Tal des Kufenang und den unbezwingbaren, nur wenig niedrigeren Nachbarloß.

Regenwolken hüllen uns ein; bald sind wir naß bis auf die Haut. Es wird ganz düster. Ein Staubfall rieselt eiskalt

auf uns herab. Endlich hört die höhere Pflanzenwelt ganz auf, und der schwierigste Teil beginnt. Links die schreckliche Tiefe, von Wolken gnädig verhüllt, rechts die himmelanstrebende Wand. Über glatte Felsen, in deren Spalten sich die zitternden Hände einkrallen, klimmen wir hinan. Noch eine letzte Anstrengung, und wir sind am Ziel.

Eine ungewohnte Kälte umfängt uns. 11,3 Grad Celsius zeigt hier kurz nach Mittag das Schleuderthermometer. Erschreckt blicken wir uns in die bleichen, von Falten durchfurchten Gesichter. Die angenehme braune Hautfarbe der Indianer ist einem häßlichen, grünlich-fahlen Ton gewichen. Der Atem geht wie Rauch vom Munde. Unter einem vorspringenden Felsen finden wir Schutz vor dem Regen. Vergeblich versuchen wir, mit dürren Kräutern ein Feuer anzuzünden. Kaum vermögen die vor Kälte steifen Finger eine Zigarette zu drehen. Vom Dorf an sind wir in knapp viereinhalb Stunden mehr als 1300 Meter gestiegen und befinden uns nun auf einer Höhe von 2600 Meter über dem Meeresspiegel.

Soweit wir schauen können, ist der Gipfel abgeflacht und mit Felsen in grotesken Formen bedeckt, Erosionsgebilden, die bald wie riesige Pilze aufsteigen, bald vielfach verzackt und zerklüftet, Tier- und Menschenfiguren oder den verwitterten Mauern einer Burgruine ähneln. Die Gipfelfläche des Koroima, die ein kümmerliches, aber größtenteils einzig dastehendes Pflanzenleben aufweist, ist stellenweise vertieft und bildet sich weit nach Norden erstreckend, ein gewaltiges Sammelbecken, das zahlreiche Wasseradern hinabsendet zu den drei großen Flußgebieten des Amazonas, Drinoko und Essequibo. Die Hochfläche in ihrer ganzen Ausdehnung zu beschreiten, sei sehr gefährlich, sagen die Indianer, weil man sich in dem ungeheuren Felsenwirrwarr leicht verirre und den Rückweg nicht mehr finde.

Ein Taulipáng holt mir in einer Kalabasse Wasser, so eisig kalt, daß man es kaum trinken kann. Ich nehme einige Photographien mit der kleinen Kamera auf. Das Wetter ist so ungünstig wie irgend möglich; düstere Beleuchtung, strömender Regen. Die Indianer müssen Schmidts Gummimantel über den Apparat halten, während ich die Aufnahmen mache. Von Fernsicht keine Spur.

Nach einer Stunde Aufenthalt treten wir den Rückmarsch an. An der gefährlichsten Stelle gerate ich in einer dichten Regentwolke vom Weg ab und an den Rand des Absturzes. Einen Schritt weiter, und meine Reise hätte ein vorzeitiges Ende erreicht. Da ruft mir noch im letzten Augenblick Pirokai, der vor mir ist, zu, ich solle mich links halten. Endlich nimmt uns der schützende Wald auf. Rasch geht es nun abwärts, springend, kletternd, rutschend, fallend. In zwei Stunden sind wir wieder bei Ules Hütte, durchnäßt und schmutzig, wie nur je im Leben. Unser alter Hahn ist inzwischen weich gekocht, und die kräftige Brühe erwärmt und erfrischt uns. Zwei meiner Taulipáng essen kein Hühnerfleisch und begnügen sich mit den kleinen Vögeln, die sie mit dem Blasrohr geschossen haben.

Um 4 Uhr marschieren wir weiter. Wir frieren anfangs jämmerlich in den nassen Kleidern und eilen deshalb, vor Nacht heimzukommen. Von Osten her droht ein schweres Wetter, das sich kurz nach unserer Ankunft im Dorf in heftigem Regenguß entlädt. Man tanzt noch immer „Arárúya“, bald in dem großen Hause Selemelás, bald auf dem Dorfplatz, je nachdem es der Regen gestattet. Auch meine Leute, die den anstrengenden Ausflug mitgemacht haben, tanzen eifrig mit. Diese Indianer haben eine erstaunliche Ausdauer, auch im Festefeiern. Tage und Nächte lang tanzen sie fast ohne

Unterbrechung im Kreis herum und singen immer wieder dieselben eintönigen Melodien.

Der Koroïma bildet die Grenze der Savannen. Mit ihm beginnt das zusammenhängende feuchte Waldgebiet, das sich nördlich und nordöstlich bis zum Meer, südwestlich bis zum oberen Drinoko erstreckt. Die klimatischen Verhältnisse dieser Grenzregion sind sehr verschieden von denen der trockenen Savanne. Es regnet in der Umgebung des Koroïma auch in der Trockenzeit fast täglich. Schon eine Tagereise weiter südlich scheint eine ganz andere Zone zu herrschen. Gewöhnlich erstrahlt nur früh morgens kurz nach Sonnenaufgang der Fels in ungekrübter rosiger Schönheit. Mit der zunehmenden Erwärmung bilden sich an den senkrechten Wänden zunächst leichte Nebelstreifen, die mit der fortschreitenden Tageszeit immer dichter werden und bald das herrliche Landschaftsbild wie mit einem neidischen Schleier vor den Blicken der Erdgeborenen verhüllen. Wenn die Sonne den Scheitelpunkt überschritten hat, wird die Stimmung immer düsterer. Aus der tiefen Einsenkung zwischen den Zwillingsselsen brodelte es hin und her von drohenden Gewitterwolken, die sich immer mehr zusammenballen und sich gewöhnlich gegen 3 Uhr nachmittags in einem wilden Wirbelsturm und darauf folgendem heftigem Regenguß entladen. Mit donnerndem, weithin hörbarem Brausen stürzen dann die Gewässer in dicken Strahlen Hunderte von Metern hoch zerstäubend über die schroffen Abhänge herab. Rasch schwellen die Flüsse an, um ebenso rasch wieder zu fallen.

Die Temperaturen waren sehr niedrig. Bei Sonnenaufgang hatten wir im Dorf Kavalianalemóng zwischen 13 und 16 Grad Celsius. Besonders nach Mitternacht wurde die Kälte so fühlbar, daß sie uns Europäern in den ersten Nächten den Schlaf raubte, wie viel mehr noch unsern Begleitern, die

zum größten Theil aus den heißen Savannen südlich vom Curumú stammten, wo die Nächte nur wenig Abkühlung bringen.

Um den nächtlichen Aufenthalt in unserm Pfahlbau erträglich zu machen, haben wir den Eingang und die Palmstrohände mit Zelttüchern verhängt und einige flache Steine auf das Gerüst geschafft, auf denen wir die ganze Nacht ein tüchtiges Feuer unterhalten; und doch steigt bald hier, bald dort einer zähneklappernd aus der Hängematte und kauert sich möglichst dicht an die wärmende Flamme. Das Bad in dem kleinen rauschenden Bach nahe dem einsamen Grabe kostet Selbstüberwindung. Besonders des Abends hat man bei dem starken Wärmeunterschied zwischen Wasser und Luft das Gefühl, als stiege man in Eiswasser.

Trotz dieses für die Tropen verhältnismäßig rauhen Klimas, unter dem selbst die Einheimischen zeitweise leiden, lieben sie ihre luftige Heimat, sind sie mit Recht stolz auf ihren Koroïma. Viele ihrer Lieder, viele ihrer Sagen beziehen sich auf dieses majestätische Gebirge. Der Koroïma ist für sie die Wiege des Menschengeschlechtes. Hier hat ihr Stammesheld Makunaïma mit seinen Brüdern gewohnt. Hier hat er in seiner Torheit und Habgier den Weltbaum gefällt, der alle guten Früchte trug. Die Krone fiel nach Norden. Daher wachsen nördlich vom Koroïma in dem feuchten Waldgebiet noch heute alle Früchte, während südlich davon in der trockenen Savanne der Indianer dem Boden nur mühsam die Erzeugnisse abringt. Der Stamm fiel über den Caróni. Dort liegt er noch heute als ein großer Fels, der den Fluß durchquert und einen hohen Wasserfall bildet, an dem die Boote ausgeladen und über Land geschleift werden müssen. Der Koroïmafelsen ist der Stumpf, der stehen blieb. Aus ihm kam die große Flut, aus der sich nur wenige retteten.

Unsere schönen Tage am Koroïma neigen sich ihrem Ende

zu. Die Lebensmittel werden immer knapper. Pitá, dessen Jüngster in den letzten Tagen an starker Erkältung litt, will heim.

Die Ingarikó sind nicht gekommen. Vielleicht sind meine Boten gar nicht dort gewesen! Doch kann ich mit dem glas-köpfigen Alten vom Bache Muréi, der ja ein Ingarikó ist, einige hundert Wörter der Sprache aufzeichnen. Sie ist dem Makuschí nahe verwandt, weicht aber in manchen Ausdrücken gänzlich davon ab. Die Klangfarbe ist ganz anders. Der Alte hat eine Saulipáng zur Frau und wird nun mit seiner ganzen Familie zu diesem Stamme gerechnet. Er bewohnt zur Zeit ein kleines, rundes Haus, das nordöstlich vom Dorf auf einer Anhöhe liegt. Fast alle Familien hier haben mindestens zwei Häuser und wohnen mit dem Wechsel der Jahreszeiten bald in diesem, bald in jenem.

Am 8. Oktober machen wir Abschiedsbesuch in Denóng. Ungeheure Mengen Kaschiri werden wieder vertilgt, Lebensmittel gekauft, auch noch einige völkerkundliche Sammelstücke erworben. Pitá hat stundenlange Verhandlungen mit dem Häuptling um zwei englische Flinten. Der andere will zwei Hängematten für jede haben. Die beiden stehen voreinander und feilschen hartnäckig wie Viehhändler auf einem Jahrmarkt, aber ruhiger und anständiger. Darum also ist unser schlauer Häuptling in den letzten Tagen so oft hinüber gewandert! Tief in der Nacht kommt er noch einmal in unsere Hütte gekrochen und hat eine längere Unterredung mit Peré, der auch eine Flinte kaufen will. Am nächsten Morgen ist er schon um 5 Uhr drüben beim Flintenhandel. Gegen 8 Uhr kommt er mit zwei Flinten an. Er hat sie für Hängematten gekauft, die er später liefern will. Eine Flinte will er Peré zum Selbstkostenpreis überlassen. Der Handel scheint ihn auch noch „Aufgeld“ gekostet zu haben. Wenigstens sehe ich die weiße, schwarz-

gestreifte Jacke mit den Knöpfen für die Leutnantsachselstücke auf dem sonst nackten Leib des Häuptlings von Denóng. Ein Kind hat das Köckchen an, das bisher sein jüngster Sohn trug. Auch anderer Handel ist gemacht worden. So haben Pitá und der Majonggóng mehrere Meter leuchtend roten Kattuns für Schambinden erstanden.

Celemelá erhält als Mietspreis für die Hütte eine Art und als weiteres Geschenk ein Päckchen kleiner Angelhaken, aber er bleibt gekränkt wegen unserer Freundschaft mit den Leuten von Denóng, die wieder sämtlich erschienen sind. Die Indianer suchen noch zu guter Letzt möglichst viel zu erlangen, und man gibt es gern, wenn sie so recht freundlich darum bitten. Der Abschied wird uns allen schwer. Die lustige Mädchelbande begleitet uns noch ein gutes Stück. Sie schütteln uns soundso oft die Hand mit freundlichem: „ménapoi pipi! mietukai kénáng!“ („Kehre zurück, Bruder! Komm ein andermal wieder!“) So scheiden wir vom Koroima. Lebe wohl, du rosiger Berg!

* *

*

Für die Indianer am Koroima waren die Tage ungetrübter Lebensfreude bald vorüber.

Im Herbst 1924 hörte Koch-Grünberg in Vista Alegre vom Schicksal seiner braunen Freunde, kurz bevor ihn selber das tödliche Fieber ergriff. Sein Tagebuch bricht am 22. September ab. Am 15. September findet sich folgender Eintrag: „Mit den Rio-Branco-Indianern ist es zu Ende. Was die Grippe verschont hatte, die ganze Sippenhäuser auslöschte, das richten jetzt die Balatafucher, die Goldsucher, die Diamantensucher vollends zugrunde. Das ganze Gebiet um den Koroima ist überschwemmt von Weißen, Schwarzen und

mischblütigem Gesindel aus Britisch-Guayana, Brasilien und Venezuela und sonst noch aller Herren Länder. Die wenigen Indianer, die noch leben, werden entrechtet, versklavt. Vorbei die harmlose Fröhlichkeit, vorbei die feierlichen Tänze, der Parischerá, der Tufui und wie sie alle hießen, vorbei die lustigen Spiele der Jugend in Vollmondnächten auf dem Dorfplatz. Wohl denen, die zur rechten Zeit gestorben sind!"



Reisen und Abenteuer

Die schönsten Reiserwerke der Neuzeit
in billigen, gut ausgestatteten Ausgaben

- Bd. 1 Sven Hedin, Abenteuer in Tibet
Bd. 2 Sven Hedin, Transhimalaja
Bd. 3 Kapitän Scott, Letzte Fahrt (Scotts Tagebuch)
Bd. 4 Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika
Bd. 5 H. M. Stanley, Wie ich Livingstone fand
Bd. 6 Kapitän Scott, Letzte Fahrt (Abenteuer der Gefährten)
Bd. 7 Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten
Bd. 8 Sven Hedin, Zu Land nach Indien
Bd. 9 M. E. Nordenfjöld, Umseglung Asiens und Europas
Bd. 10 H. M. Stanley, Im dunkelsten Afrika
Bd. 11 Georg Wegener, Erinnerungen eines Weltreisenden
Bd. 12 Gustav Nachtigal, Sahara und Sudan
Bd. 13 Ernest Shackleton, Im sechsten Erdteil
Bd. 14 Walter v. Rummel, Sonnenländer
Bd. 15 B. S. Silder, Untergang der Jeannette-Expedition
Bd. 16 Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan
Bd. 17 Einar Nittelsen, Ein artifizier Robinson
Bd. 18 H. M. Stanley, Mein erster Weg zum Kongo
Bd. 19 Sven Hedin, General Prschewalskij in Innerasien
Bd. 20 Sven Hedin, Meine erste Reise
Bd. 21 H. M. Stanley, Auf dem Kongo bis zur Mündung
Bd. 22 Henry S. Landor, Auf verbotenen Wegen
Bd. 23 Sven Hedin, An der Schwelle Innerasiens
Bd. 24 Otto Sverdrup, Neues Land
Bd. 25 Hans Meyer, Hochtouren im tropischen Afrika
Bd. 26 Douglas Mawson, Leben und Tod am Südpol
Bd. 27 Arthur Berger, Auf den Inseln des ewigen Frühlings
Bd. 28 Vilhjalmur Stefansson, Jäger des hohen Nordens
Bd. 29 Prinz Max zu Wied, Unter den Rothäuten
Bd. 30 Emil Holub, Elf Jahre unter den Schwarzen Südafrikas
Bd. 31 L. B. Mansilla, Die letzten wilden Indianer der Pampa
Bd. 32 Hans Meyer, Hochtouren im tropischen Amerika
Bd. 33 Rickmer B. Rickmers, Die Wallfahrt zum Wahren Jakob
Bd. 34 Wilhelm Junter, Bei meinen Freunden den Menschenfressern
Bd. 35 H. v. Foller, Unter Javas Sonne
Bd. 36 Philipp Berges, Wunder der Erde
Bd. 37 Alex. v. Humboldt, In Südamerika
Bd. 38 Andreas Reischet, Sterbende Welt
Bd. 39 Henry Hoel, Aus Bolivias Bergen
Bd. 40 Martin Johnson, Mit dem Kurbelkasten bei den Menschenfressern
Bd. 41 Ch. A. Lindbergh, Wir zwei. Im Flugzeug über den Atlantik
Bd. 42 Thertel Raiblaffen, Mit Knud Rasmussen bei den amerikanischen Eskimos
Bd. 43 Gerhard Röhfs, Kreuz und quer durch die Sahara
Bd. 44 Georg Wegener, Fliegt mit!
Bd. 45 Julius Payer, Die Entdeckung des Kaiser-Franz-Joseph-Landes
Bd. 46 Philipp Bodenheimer, Rund um Südamerika
Bd. 47 Jörgen Hansen, Im Banne der hellen Nächte
Bd. 48 Richard E. Byrd, Himmelwärts. Meine Flüge zum Nordpol und über den Atlantik
Bd. 49 R. v. Scherzer, Mit der Novara um die Erde
Bd. 50 Harvey J. Howard, Zehn Wochen bei chinesischen Banditen
Bd. 51 George S. Willins, Eismeerflug
Bd. 52 M. Jacobsen, Die weiße Grenze
Bd. 53 Herbert Rittlinger, Fallschirm fliehet vor
Bd. 54 Karl Helbig, Tuan Olla. Ein „verrückter Herr“ wandert am Äquator
Bd. 55 Theodor Koch-Grünberg, Am Koroima. Bei meinen Freunden, den Indianern vom rosigem Feld

Jeder Band ist reich bebildert

Ankündigungen auf Verlangen kostenfrei

F. A. Brockhaus / Leipzig

28804